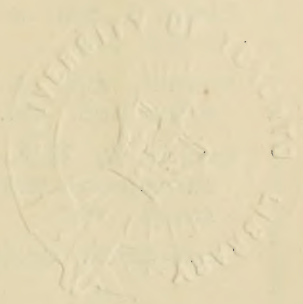
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY



Verlag der C. F. Conrad'schen Buchhandlung (Paul Ackermann) in Berlin SW., Friedrichstraße 19.

Bardenklänge aus Deutschlands Wehmuthsschachtel. Genial-komisch-hyperbolische Poesien. Illustrirt von G. Heil. 75 Pf.

Bertus, L. (A. v. Hanstein), Um die Krone. Drama in 5 Aufzügen. 1885. 1 M. 60 Pf.

Bialler, C., Rechte und Pflichten des Gemeinschuldners. 2. Aufl. 1886. 1 M.

Frommel, Emil, Friedrich Kiel. Gedächtnisrede. Hocheleg. brosch. 1887. 50 Pf.

Hanstein, Dr. A. v., Ueber die Begründung der Pflanzenanatomie durch Nehemia Grew und Marcello Malpighi. 1886. 2 M.

Janke-Cárola, Gedichte. 3 Bände. 1.—3. Aufl. 3 M.

Schmidt-Cabanis, Rich., Verstimmte Accorde. Mit überschwänglich-melancholischen Illustrationen von G. Heil. 75 Pf.

H2516m

281 – 98

Adalbert von Hanstein:

Menschenlieder.

48435
1900

Berlin, 1887.

C. F. Conrad's Buchhandlung
(Paul Ackermann).

2204
8/2/94

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Ein Wort zuvor.

Menschenlieder sind Lieder, welche den Menschen zum Gegenstande ihrer Poesie machen. Das Ringen der Erdenbürger nach Licht und Wahrheit gehört daher ebensowohl in ihr Gebiet, als der Kampf um Brod und Dasein. Die Bettlerin, die, um sich und ihren Kindern Elend und Schande zu ersparen, den Tod in den Wellen sucht, bietet diesen Liedern einen ebenso willkommenen Stoff, als der König, der in der Fülle von Macht und Glanz hinsiecht, da sein farbenprächtiger Märchentraum in der wirklichen Welt keine Gestalt gewinnen kann. Sie schöpfen aus der Betrachtung des vollendeten Kunstwerkes eines begnadeten Genius ebensoviel Anregung, wie aus dem Jammer des Idealisten, dessen Lebenskahn Schiffbruch litt. Das Kämpfen und Leiden oder Siegen der Mitlebenden regt sie eben so sehr an, als die Mythen und Religionen vergangener

Geschichtsepochen, als die Philosophien und Glaubenskämpfe der Gegenwart.

Aber — Menschenlieder sind kein Lied der Menschheit, sie wagen nicht ein lückenlos zusammengefügtes Ganze zu bieten — sie wollen nur einzelne Skizzen zu einem noch ungeschaffenen Gemälde, einzelne Episoden aus einem der Zukunft noch vorbehaltenen Epos — mit einem Wort: sie wollen nur Bruchstücke sein, zusammengehalten durch gemeinsame Gedanken.

Und so mögen sie denn hinausgehen in die Menschheit und sich, wenn möglich, Freunde ersingen.

Berlin, den 10. November 1886.

Dr. Adalbert von Hanstein.

Inhalt.

		Seite
Ein Wort zuvor		V
1.	An Alle	3
2.	Die Menschheit und das Göttliche	5
3.	Prometheus	12
4.	Der neue Glaube	15
5.	Das Gebet der Mutter	18
6.	Das Paradies	21
7.	Der Maler	23
8.	Es ist vollbracht!	25
9.	Das Liebespfand	29
10.	An die Dunkelmänner	35
11.	Die Mutter	38
12.	Der Märchenkönig	42
13.	Buddha	47
14.	Der Musikant	49
15.	Der Eremit	52
16.	Sphärenharmonie	54
17.	Die Schönheit und das Christenthum	57
18.	„Dem unbekannten Gott“	63

19. Auf Zions Trümmern 67
20. Mohammed.
1. Der Prophet 70
2. Der Khalif 75
21. Radbod 79
22. Huß 84
23. Das Wort 88
24. Der Zug des Todes 92
25. Die Jagd nach dem Glück 96
26. Das Märchen 99
27. Gottheit Natur (als Epilog) 109

Menschenlieder.

1.

An Alle.

Als Vorwort.

Schönes lebt in aller Völker Sagen,
Edles haben Heiden auch gethan,
Wahrheit brach auch bis zu unsern Tagen
Nimmer durch die Lüge noch sich Bahn;
Fiel der Tropfen rein vom Himmel nieder, —
Schon der Hauch der Erde trübt ihn wieder.

Auch dem Moloch kann ein Edler dienen,
Wenn sein Aug' die trübe Zeit umwallt.
Herrlich ragt uns aus Athens Ruinen
Sokrates', des Heiden, Lichtgestalt.
Christen, die sich Liebesdiener nennen,
Lassen Ketzer hier und jenseits brennen.

Wissenschaft und Religion hienieden
Schreiten fort, kein Sträuben hält sie auf.
Kannst den Mond nicht an die Sonne schmieden,
Hemmst die Erde nicht in ihrem Lauf.
Doch das rührt nicht an das ird'sche Treiben,
Menschen werden immer Menschen bleiben.

2.

Die Menschheit und das Göttliche.

Als Einleitung.

Du, der Du in Winden und Wellen rauschst,
Der Du denkst im Kreisen der Gestirne
Und in der Menschen Gedanken Dich selbst erkennst,
Der Du, Alles belebend, aus dem Ganzen zum Ganzen
Den ewigen Kreislauf zeugend
Dich selber zeugst,
Geist der Menschheit Du, Geist des Weltalls, Geist der Geschichte,
Höre mich an und löse die Räthsel,
Die qualvoll mich martern,
Löse sie mir!

Warum lacht Deine Erde im grünenden Frühlingsschmuck?
Warum strahlt Deine Sonne, labt Dein Thau?
Warum lächeln die Spiegel Deiner Wasser?
Und warum, warum
Leiden die Menschen in Deiner Welt?
Warum strotzen selber die Thiere in Vollkraft?
Warum blühen die Blumen friedlich ihr duftiges Leben?
Warum zwitschern die Vögel in wonnigen Harmonien?

Und warum
Leiden die Menschen?
Ließest Du ihnen nicht Alles, was Frohsinn schafft?
Gabst ihnen nicht die Lust der erfrischenden Farben,
Der Töne Zaubergewalt, des Wortes Allmacht
Und der Seele Empfinden?
Ringt sich nicht auf durch ihre Glieder,
Braust nicht in ihren Gedanken
Ein Abglanz Deiner Größe,
Schöpferisch Wollen?
Und warum, sage mir, warum
Leiden sie dennoch?

Auf die Höhen steigt mein Sang, in die Tiefen.
Drunten findet er Leid und drückende Armuth,
Droben gesättigtes Lächeln
Auf wollüstigen Gesichtern;
Aber wie selten harmlose Freude
An Deiner Welt.

Gleich hast Du Allen gespendet die Lust des Lebens.
Warum darben die Einen um Brot
Und werden gejagt
Von hungrigen, hirnkranken Dämonen
Mit hageren Gliedern und hohlen Augen
Zum Diebstahl, zum Mord, zum Kerker
Und zum Blutgerüst?
Und warum vergeuden die Anderen Haufen Goldes

Und wühlen in Schätzen
Und kaufen Lüste
Und werden gesättigt vor jedem Genuß
Und leiden an Ueberfluß und Ekel,
Wie die Andern leiden an Armuth,
Und leiden Beide?

Und Andere wieder
Streben nach Hohem, Wahrem, Großem und Schönem
Und dunsten und darben;
Denn verstopft sind ihnen die Quellen,
Denn zum Aberwitz verkehrt ward der Glaube,
Und die Kunst, Deine herrliche Tochter,
Verkauften sie als eine Dirne.
In seichten Possen und hohlen Farbenschildern
Kennen sie nicht mehr die Stempel
Deines erhabenen Geistes.
Sinnlos schwatzende Pfaffen
Und gedankenlose Afterdichter
Schlossen zu die goldnen Thore,
Durch die Du die Menschheit zum Göttlichen führtest,
Tempel und Theater.

Und am Ende werfen sie von sich das Leben
Und wenden den Rücken der knospenden Erde,
Deren Blüthenbäume die Reichen gefällt,
An deren Reisern die Armen sich kümmerlich wärmen,
Und deren verbrannte Stoppelfelder

Den drangerfüllten Schwärmern nichts mehr bieten.
Und sie liegen am Ende
Mit zerschmettertem Hirn
Blutend am Boden.

O sage mir, warum
Leiden die Menschen also
In Deiner wundervollen Welt? — — — —

Und also vernahm ich in meinem Geiste
Die Stimme der Antwort:
„Was klagst Du und fragst mich?
Was zagst Du und plagst Dich?
Wie soll ich Dir lösen die Räthsel der Welt?
Ist nicht die Welt ein ewiges Werden,
Wachsen und Schwellen, Versiegen und Quellen?
Rauscht's nicht, wie in den Kronen der Bäume,
Durch die Geschichte der Menschen und Völker?
Aus den Ursachen keimen Gesetze
Im lebendigen Flusse des Willens
Allwärts bewegter Lebematerie,
Die, sich vereinend, sich trennend,
In steter Bildung
Immer höheren Zielen zustrebt,
Ewig und groß?

Ist nicht jeder kommende Morgen
Lösung der Räthsel des gestrigen Abends?

Ist nicht Lösung des gestrigen Räthsels
Schürzung des Knotens der kommenden Stunden?
Ist nicht Drang thatkühnen Errathens
Sporn und Stachel des ewigen Werdens?
Ist nicht des Stromes beengtes Bett
Grund zum Ueberquellen des Wassers?
Ist nicht Durst der Grund seiner Stillung?
Ist nicht Dunkel Bedingung des Leuchtens?
Ist nicht das Räthsel der Reiz des Lebens?
Wäre nicht Sonnenklarheit und Wahrheit,
Wirkliche, volle und ganze Wahrheit,
Glück und Zufriedenheit, Ruhe und Seligkeit,
Wär' es nicht Tod?

Sage nur selber:
Kann nicht dem Einzelnen Mißklang erscheinen,
Was in dem Ganzen der werdenden Welten
Austönt zum Vollklang der Harmonie?
Malen nicht klexende Farben das Bild?
Reimt sich das Lied nicht aus streitenden Strophen?
Baut nicht aus kämpfenden,
Spannenden, lösenden
Tönen sich auf die erhabne Musik?

Kann ich Dir künden das Ende des Kampfes?
Bin ich nicht selber die ringende Allwelt,
Welche, Wesen vernichtend, Wesen erschaffend,
Selbst ein großes gewaltiges Wesen,

Wächst durch die einzelnen,
Ganzes erbauenden
Winzigen Theile des riesigen Leibes?
Quillt nicht, wie aus den winzigen Wesen,
Draus sich Dein Körper fügt, also auch mir
Aus den Theilen des schwirrenden Weltalls
Geist und Bewußtsein?

Nimmer weiß ich drum selber das Ende;
Denn aus dem Grunde wachs' ich entgegen
Einem Ziele, das keimt aus dem Anfang,
Nicht aus dem Ende;
Drum erscheint mir auch nimmer ein Ende.
Vorwärts geht es — nie rückwärts — nach oben!
Das ist das Einzige, was uns nur dunkel
Unerkannt dem Erkannten und Leuchtenden
Wunderbar zutreibt.

Fühlen kannst Du mich jeden Tag.
Aus den Gedanken der großen Denker
Hab' ich mich selber emporgerungen,
Habe gesucht in dem Forschen der Forscher;
Und in des Dampfwagens donnerndem Blitzzug
Und in des Telegraphendrahts Sausen
Kannst Du mich ebensowohl erkennen
Als in den großen Gestalten der Vorzeit,
Als in der Stimme des eigenen Herzens,
Als auch in dem, was Du selber erdenkst.

Hätte nur Jeder das Ganze vor Augen,
Freute sich gern an dem wechselnden Wachsen,
Schaute voll staunend bewundernder Lust,
Wie sich die Welt dem Chaos entwindet,
Jenes urewig gewaltige Schauspiel
In dem erhabnen Theater des All,
Sänge in Bildern, in Tönen und Wort,
Wie auch das winzigste Kleine dem Großen
Schwelle zum Steigen, Flügel zum Aufflug,
Trieb zum Gestalten ist — Wachsen der Welt!"

Also vernahm ich die Stimme der Antwort.
Heimwärts dann ging ich und sammelte Bilder,
Einzelne wenige nur aus der Menschheit,
Wie sie leiden und litten,
Was sie dachten und trieben, denken und treiben,
Und goß darüber, was Wissen und Fühlen zugleich
Von dem ewigen Weltgedanken mir eingab,
Und streue nun aus,
Daß sie befruchten mögen und keimen,
Meine bescheidnen
Menschenlieder.

3.

Prometheus.

An den Kaukasus gekettet
Hängt Prometheus, gottentstammt
Der der Welt das Licht gerettet.,
Ist zu ew'ger Qual verdammt.

Gramverzerrt und finster lohend
Ist sein Blick, sein Haar verwirrt,
Und die Rechte hebt er drohend,
Dran die Kette rasselnd klirrt.

„Lächle nur voll Hohn hernieder,
„Zeus, auf mein lebendig Grab,
„Auf den Halbgott, dessen Glieder
„Zwingt ein träger Eisenstab.

„Wie sich Deine Lust vergeude
„An der mir verhängten Pein,
„Sieh, ich lache Deiner Freude;
„Denn der letzte Sieg ist mein!

„Deines Lichts ein einz'ger Funken
„Hat die Erdennacht erhellt,
„Und die Blicke schweifen trunken
„Zum entflammten Himmelszelt.

„Gierig trinken tausend Augen
„Seinen wunderbaren Schein,
„Und erlabt und lechzend saugen
„Ihn die Seelen durstig ein.

„In die Herzen muß er strahlen,
„Deren Ketten er zerreißt,
„Daß in wonnevollen Qualen
„Auf zur Freiheit wacht der Geist.

„Eurer selbstgefäll'gen Sagen
„Lügenhafter Bau zerbricht,
„Vor den Thron des Königs tragen,
„In die Tempel sie das Licht!

„Allerwärts erwachen Flammen,
„Wo die Erdenrinde springt,
„Fassen sich zum Brand zusammen,
„Der die alte Welt verschlingt.

„Daß die Nacht im Glanz zerstiebe,
„Tagt die neue Welt herein,

„Darin soll der Gott die Liebe
„Und die Freiheit König sein.

„Rasen will ich in die Ketten,
„Bis der Fels vom Felsen bricht,
„Meinen Leib ins Meer zu betten! —
„Weh Dir Zeus, es wurde Licht!“

4.

Der neue Glaube.

Ich kenne keinen Gott, der rächend, mahnend,
Mich erst erschuf und dann in Stücke schlägt,
Doch einen Gott, der mächtig, zukunftahnend,
Vom Mutterschooß mich auf zur Sonne trägt;
Du kannst ihn schaun, Dich in Dich selbst versenkend,
Ihn schaun, das weite Weltenall durchdenkend.

Die Schwere, die den trägen Stoff bemeistert,
Der Blitz, der donnernd aus den Wolken sprüht,
Der Reiz, der Deinen Nerv zur That begeistert,
Dein Denken, das Dich schaffensstark durchglüht —
Nur eine Kraft in wechselreicher Fülle —
Zahllos die Form, doch einzig nur der Wille!

Gleich wie ein Bergstrom, vom Gebirge brausend,
Sein Bette schaffend selber sich befreit,
So ringt sich von Jahrtausend zu Jahrtausend
Die Menschheit auf vom Staub zur Göttlichkeit,
Nur eines Richters mächt'gem Spruch sich beugend,
Den sie sich selber schuf, sich selber zeugend.

Ob sich im Sande träg verläuft die Welle,
Ob sie durch Felsen kühn sich bricht die Bahn,
Das ist des Christen Himmel oder Hölle,
Das ist des Denkers Wissen oder Wahn.
Viel Tropfen dampfen nutzlos auf ins Leere,
Und dennoch kommt der breite Strom zum Meere.

Aus tausend Kleinen muß das Große sprießen,
Der Welten Umschwung wird zum Weltgesetz;
Wie viele Fäden wirr zusammenschießen
Zu der Geschichte ordnungsreichem Netz —
So baut aus vielen kleinen Leben sich
Dein Stoff beseelend Sein, Dein fühlend Ich.

Dein Auge schenkt dem Weltall seine Sonnen,
Dein Ohr die Seligkeit der Harmonie,
Du trügst Dir vor der Farben reiche Wonnen,
Du füllst die Wirklichkeit mit Poesie,
Läßt um der Wahrheit nackte Felsen ranken
In liebevollem Spiele die Gedanken.

Atome fassen sich zum lust'gen Reigen,
Sie kennen nicht des Lebens schönes Recht.
Es muß die Zelle träg die Zelle zeugen,
Der Mensch den Menschen, Völker das Geschlecht,
Dein Enkel baut auf Deinem Grab die Hütte,
Und hinter Dir verweht der Wind die Tritte.

Fort geht der Kampf, wie Viele immer sanken,
Zum großen Ziel, zum allgemeinen Heil,
Die Welt zu wandeln in den Weltgedanken,
Und Jedem bleibt sein selbst errungen Theil! —
So wächst ein Werk durch ungezählte Hände,
Nichts war der Anfang, Alles ist das Ende.

5.

Das Gebet der Mutter.

„Herzmütterlein lieb, Herzmütterlein traut,
„Mir hat vor dem schrecklichen Ende gegraut —
„Ich konnt' es nicht länger ertragen.
„Mein Sinn ist so weich, die Welt ist so rauh,
„Mein Blick ist so finster, der Himmel so grau,
„Mein Herz hat für Dich nur geschlagen."

So ging er zum Walde in schweigender Nacht,
Und am Wasser, da hat er die That vollbracht,
In des Frühlings grünendem Reiche.
Rings dufteten die Blumen so lieb und so traut,
Rings neigen sich Halme, vom Morgen bethaut —
Bei Blumen und Halmen die Leiche.

Und sie liest seine Worte, sie kommt an den Ort;
Sie findet den Todten und redet kein Wort
Und taucht ihren Blick in den seinen.
Sie beugt sich hernieder zu Blumen und Gras
Und küßt ihrem Sohne die Lippen, so blaß —
Kniet nieder — und kann doch nicht weinen.

Da kommen die Freunde und finden sie dort
Und erblicken die Leiche und tragen sie fort.
Es folgte die Mutter mit Beben.
Sie baten den Priester, den Sarg ihm zu weihn.
Der schüttelt das Haupt nur: „Mit nichten und nein!
„Die Sünde ist nie zu vergeben!“

Und sie standen am Friedhof auf einsamem Platz,
Da vergräbt nun die Mutter den heiligsten Schatz;
Es will ihr das Herz schier zerbrechen.
Sie senken den hölzernen Kasten hinab,
Sie ziehen das seufzende Seil aus dem Grab,
Und ein Freund tritt heran, um zu sprechen.

Da hält ihn der Küster: „Ihr redet kein Wort!
„Er ist ja gestorben in sündigem Mord!
„Nie wird vor den Schöpfer er treten!“
Da wanket die Mutter eilig zur Stell',
Und zur Seite schiebt sie den Küster schnell:
„Ich will ja nur beten, nur beten!“

Und sie kniet, und sie betet: „Du heiliger Gott!
„Er trieb mit dem Leben nicht frevelnden Spott,
„Sie hatten das Herz ihm zertreten!
„Und er liebte Dich doch, und sein Vater warst Du,
„Du schlägst ihm die ewige Pforte nicht zu! —
„Ich will ja nur beten, nur beten!

„Du ließest ihn straucheln auf gleitender Bahn,
„Du gabst ihm den Zweifel, Du gabst ihm den Wahn;
„Er erntete nur, was sie säten.
„Du hast ja die Seelen der Menschen gemacht,
„Und was sie geahnet, und was sie gedacht! —
„Ich will ja nur beten, nur beten. —

„Und als Du die Hüter des Thrones bestellt
„Und die Priester gesetzt zu den Tröstern der Welt
„Für alle, die kamen und flehten,
„Du setztest in ewiger Gnade sie ein,
„Die Münzer des Schatzes der Liebe zu sein —
„Ich will ja nur beten, nur beten. —

„Und sie schleuderten von sich die Liebe so weit
„Und kannten nur Haß! — O Gott, es ist Zeit,
„Aus den Gärten die Kräuter zu jäten.
„Führ' uns nicht in Versuchung, die Leiden schafft,
„Erlös' uns vom Uebel, gieb Kraft mir, gieb Kraft! —
„Mein Gott, ich will ja nur beten!"

Sie schwieg und sie weinte. Die Menge umher,
Sie schluchzte und starrte, ein schweigendes Meer;
Die Thränen der Mutter, sie quollen.
Und aus zitternden Händen mit schaurigem Ton
Als der Mutter letzter Gruß an den Sohn
Auf dem Sarg erdröhnten die Schollen.

6.

Das Paradies.

Von dem Paradies die Sage
Kann ich Armer wohl verstehn.
Selig sind der Menschen Tage,
Wenn sie leben still zu zween,

Sorglos durch den Garten schweifen,
Der die weite Erde bleibt,
Sich die Früchte lassen reifen,
Die des Baumes Liebe treibt.

Nimmer reizt die Sucht nach Ehre,
Wo die Schaar der Gaffer fehlt,
Wo des Wissens öde Leere
Keine Freude noch entseelt.

Kein Geheimniß bleibt versiegelt
Deines Herzens heil'ger Brunst,
Und die Welt, in Dir gespiegelt,
Ist das Meisterwerk der Kunst.

All' die Qualen, all' die Sorgen,
Die mir wühlen in der Bruſt,
Die von heute bis zu morgen
Schleppen mich durch wilden Wuſt,

Haben Menſchen nur erſonnen
Selber ſich zu Qual und Pein —
Ach, daß ſie des Herzens Wonnen
Krächzend müſſen überſchrei'n!

Selig wär' der Lenz der Jugend
Und das Alter ſorgenlos —
Ein Genuß die Pflicht der Tugend,
Wären wir noch frei und groß!

Fort mit Büchern, üpp'gen Pfühlen!
Gebt mir Luft und Sonnenſchein
Und ein Herz, mit mir zu fühlen!
Und ich will zufrieden ſein!

7.

Der Maler.

„Die Nacht ist finster, nun mag es geschehn.“ —
Das Fenster öffnet er leise;
Da fühlt er der Sommernacht trauliches Wehn,
Und verzweifelt bleibt er, ein Zagender, stehn —
Die Gedanken, sie wirbeln im Kreise.

„Es schläft mir der Bruder, er schlummert schon tief,
„Nicht ahnt er, was ich beginne —
„Doch war's mir, als ob er ganz leise mich rief! —
„Er schläft noch so sanft und so fest, wie er schlief —
„Mich trogen, mir logen die Sinne.“ —

Da schleichen die Strahlen des Mondes herein —
Sie greifen, sie tasten wie Lanzen,
Sie leuchten so fahl auf die Staffelein,
Es blitzen die Bilder im bleichenden Schein,
Sie scheinen zu schweben, zu tanzen.

„Was lügt Ihr mir Leben, Gesichter, so todt!
„Ihr habt in den Wahn mich getrieben!

„Das Wollen ist selig, das Ringen ist Noth,
„Das Können erliegt einem ew'gen Gebot,
„Der Stachel allein ist geblieben!

„Ich glaubte ein Gott mich in siegendem Traum
„Im Reiche des Wahren und Schönen —
„Mir grünte der Lorbeer vom ewigen Baum,
„Doch alles war Lüge und alles war Schaum —
„Ihr sollt mich nicht länger verhöhnen!

„Und kann ich der Größte der Großen nicht sein,
„Nicht bleib' ich der Kleinste der Kleinen.
„Ich ende dies Leben, die quälende Pein,
„Dies bangende Fragen, das ewige Nein —
„Mein Bruder, und laß mir das Weinen."

Er blickt in die Tiefe, er bangt und er stöhnt, —
Es durchrieselt ihn bebender Schauer.
Es lacht in den Lüften, es flüstert, es höhnt,
Und — ein Schrei durch das schweigende Dunkel erdröhnt,
Und da liegt er zerschellt an der Mauer.

„Mein Bruder! Mein Bruder!" — Sein Lager ist leer! —
„Da liegt er — o Gott, du Erbarmer!
„Schafft Lichter!" — Es sammelt ein Kreis sich umher,
Die Boten der Zeitung, die Wache in Wehr —
„Schlaf wohl, Du Bethörter, Du Armer!"

8.

Es ist vollbracht.

Es ist vollbracht! — Ein Kreuz, hoch aufgerichtet,
Vom Berge Golgatha herniederragt,
Das Jedem, der von Menschentugend dichtet,
Den fürchterlichen Hohn der Wahrheit klagt. —
Als von den Bergen niederstieg die Nacht,
Senkt' er das Haupt und sprach: „Es ist vollbracht!"

Wer hat vollbracht des Todes bittres Ringen? —
Der einem Volk, das nur für sich gestrebt,
Das Wort vom Himmel durfte niederbringen,
Daß eine ganze Welt voll Menschen lebt,
Daß keiner vor dem andern auserkören,
Und daß zur Freiheit alle sind geboren.

Daß nicht die Tugend scheut des Lichtes Klarheit,
Das Gute nur der Freiheit sich gesellt,
Daß Gott man ehrt im Geist und in der Wahrheit,
Und daß ihm blut'ges Opfer nicht gefällt. —

Drum mußt' er selbst, der Herrlichste von allen,
Ein Opfer für den Geist der Lüge fallen! —

Wer hat vollbracht den Mord, der hier begangen,
Am Reinsten, der auf Erden je gewandelt?
Der Priester, der die Herzen hielt gefangen,
Der Fürstenknecht, der nach Befug gehandelt!
So ward und wird seit ew'gen Erdentagen
Der Geist der Wahrheit an das Kreuz geschlagen!

Wenn mahnend die Charfreitagsglocken hallen
Durch frühlingsgrüne Oster-junge Flur,
Dann fühl' ich heiß mir durch die Seele wallen
Den schweren Todesseufzer der Natur.
Sein denkend, dessen Tod mit schwarzem Schleier
Uns weiht den jungen Lenz zur Trauerfeier.

Was fühlte Jener wohl in letzten Stunden,
Was regte da sich wohl in seiner Brust?
„Der Dank für meine Liebe diese Wunden,
„Und meine Todesqualen Eure Lust!
„Und dennoch sterb' ich gern in Knechtesbanden,
„Wenn Einer nur, wenn Einer mich verstanden!"

Wie glüht' es ihm im Herzen einst, im heißen,
Als er das Weltenweh zuerst gefühlt,
Die Körper und die Geister loszureißen,
Von Gottes Kraft die junge Brust durchwühlt,

Daß aller Welt es unverloren bliebe,
Das Königreich der Freiheit und der Liebe!

Als er, ein Feind der priesterlichen Schmäher,
Der Sünderin gewährte Liebesruhm;
Als er die wortverstockten Pharisäer
Verjagte aus des Tempels Heiligthum;
Als er vom Berge hoch hinab zu Thale
Aufrief das Volk zum Kampf der Ideale.

Umsonst rang er nach Worten, himmelstrebend,
Indeß nach Wundern nur der Pöbel schrie,
Indeß die Priesterschaar, vor Wahrheit bebend,
Den freien Menschengeist in ihm bespie,
Ihn der Präfect verhört' als Demagogen —
Und tausend Arme ihn ans Kreuz gezogen!

Die kleine Schaar, die treu ihm blieb am Grabe,
Schöpft' Tropfen nur aus seinem Geistesmeer,
Und wanderte hinaus am Wanderstabe
Und streut' als Samen treulich sie umher,
Bis aus unselig sel'gem Glaubensleide
Sich der Altar erhob im Glanzgeschmeide.

Doch seit das Purpurkleid es umgeschlagen,
Blieb nur der Name noch dem Christenthum.
Die heuchlerisch des Meisters Tod beklagen,
Sie würgen seine Liebe, seinen Ruhm; —

Die seinen heil'gen Acker sollten pflügen,
Sie konnten nichts, als ihn zum Gott betrügen!

Sie träumten ihn von einem Gott gesendet,
Der seinen Kindern nicht verzeihen kann,
Bevor ein Riesengeist am Kreuz geendet,
Bevor das Blut des Sohnes sühnend rann,
Bis er den einzig Heiligen und Reinen
Verbluten sah auf kalten Opfersteinen!

Sein Heldenbild sank tiefer, immer tiefer,
— Fernklingt sein Wort wie ein verlornes Lied, —
Drauf setzt das Zeitmeer ab den Selbstsuchtschiefer,
Drauf sprüht Vulcan tyrannischen Granit,
Und höhnisch ruft zurück in seine Nacht
Der Lügengeist das Wort: „Es ist vollbracht!"

9.

Das Liebespfand.

„O laß mir das Kreuz, das die Mutter mir gab,
„Ich seh' es im Mondeslicht funkeln!" —
Da schüttelt die Locken der blühende Knab':
„Das Kreuzlein behalt' ich getreu bis in's Grab."
So flüstern die beiden im Dunkeln.

Sie lehnt' an den Pfeiler der Brücke sich matt,
Das Bächlein brauste darunter.
Er hielt sie im Arm und küßte sich satt,
Und ferne tauchte die riesige Stadt
In nächtlicher Finsterniß unter.

„Sie jagten Dich fort aus Dienst und Brod,
„Weil sie Liebe nicht achten noch kennen.
„Nun kommen die Jahre voll Kummer und Noth,
„Doch ich kehre Dir wieder, ob lebend, ob todt;
„Du sollst an dem Kreuz mich erkennen.

„Wir liebten uns treu in seligem Harm,
„Und Schande nannten's die Großen.
„Ich scheide — o fliehe den sündigen Schwarm!
„Und kommst Du zum Vater, Dein Kindchen im Arm —
„Er kann Dich ja nimmer verstoßen!"

Sie lag ihm im Arme und weinte und schwieg
Und schützte ihr Kind mit dem Kleide,
Und endlich errang sich der Morgen den Sieg,
Und wie er im Purpur dem Dunkel entstieg,
Da schieden im Kusse sie beide.

Sie eilte durch Fluren und Felder hinab
Der Straße gradlinige Zeile.
Es war, ihr als winkten ihr Elend und Grab;
Doch schien ihr die flüchtige Stunde zu knapp,
Bis sie sehnend die Heimath ereile.

Schon hob sich das Dorf aus den Wiesen heraus
Und reihte sich Hütte an Hütte.
Blau spannte der Himmel hoch drüber sich aus,
Und mit klopfendem Herzen des Vaters Haus
Betrat sie mit zögerndem Schritte.

Da trat auf die Schwelle der mächt'ge Greis.
Wie breit seine Schultern sich dehnen!
Von Silber der Bart und die Haare schneeweiß,
Doch die Augen noch jugendlich brennend und heiß
Und die Arme voll markiger Sehnen.

Die Tochter sinkt nieder in zitternder Angst
Und umschlingt mit dem Arm seine Kniee,
Und es ruft ihr im Herzen: „Was bebst Du und bangst?
„Was flehst Du um das, was du nimmer erlangst?
„Noch ist's Zeit, o entfliehe, entfliehe!"

So ernst seine Augen! Die Schläfe umspinnt
Unheimlich zürnendes Beben;
Sie senkt ihre Blicke zu Boden geschwind,
Sie hält ihm entgegen ihr weinendes Kind
Und stammelt: „Vergeben, vergeben!"

Es kocht in dem Alten wie rasender Schmerz,
Es blitzt auf der faltigen Stirne,
Und es zittern die Arme, die Füße von Erz.
„Geh hin, Du brachst Deines Vaters Herz!
„Aus dem Aug' mir, Du Falsche, Du Dirne!"

Er wankt' in die Hütte, und zuschlug das Thor.
Sie taumelt und sinkt auf die Gasse —
Da trippelt's und trappelt's und schreit's an ihr Ohr —
Aus den Höfen und Häusern ein lärmender Chor —
Die Jugend des Dorfes in Masse.

Es hinken die schielenden Weiber herbei:
„Da seht doch die städtische Dame!"
Und man raunt, und man fragt, wer die Elende sei.
Da tönt nun ihr Name in wüstem Geschrei,
Ihr trauter, ihr ehrlicher Name!

Auf springt sie vom Boden, das Kind auf dem Arm,
Und läuft, wie von Teufeln getrieben.
Nach stürzt ihr der höhnende, jubelnde Schwarm —
Sie soll es empfinden so wahr und so warm,
Wie die Menschen, die ehrlichen, lieben.

Und sie steht auf der Brücke in finsterer Nacht —
„Hier schied er erst gestern von hinnen."
Es hat sich ein rasender Sturmwind entfacht,
Der peitschte das Bächlein mit rasender Macht
Und peitscht' ihr durch Denken und Sinnen.

„Was ist Euch Vergeben! Was ist Euch Verzeih'n!
„Was wißt Ihr vom Lieben, vom Lieben!
„Eure frömmsten Gebete sind halb nicht so rein
„Als der schlechtste Gedanke im Herzen mein,
„Da mich Liebe zur Schande getrieben!" —

Und es rauschte der Sturm, und es brauste der Bach,
Und sie beugte herab sich zum Kinde:
„O schliefest Du immer und würdest nicht wach!
„Von der Wiege zum Grabe ein einziges Ach,
„Ist Dein schuldloses Leben schon Sünde!"

Es brauste der Bach, und es rauschte der Wind —
Und sie hob aus den Windeln es sachte.
Sie schwang in den Lüften ihr schlummerndes Kind —
Und es rauschte der Bach, und es brauste der Wind —
Und sie schrie, bis daß gellend sie lachte. —

Was schleicht dort herein in des Morgens Ruh',
Da die Stadt sich erhob aus den Träumen?
„Wo hast Du Dein Kind, Du Mörderin Du?!
„Du ehrloses Weib, Du Verruchte dazu!" —
So scholl's ihr von Häusern und Bäumen! —
— — — — — — — — — — — — —
Und Jahre vergingen. — Auf einsamer Bank
Saß ein Mädchen im Mondenscheine;
Von verbotener Lust schnelltödtendem Trank
Verzehrt, verblichen, müde und krank,
Gemieden, verachtet, alleine!

Da setzte sich zu ihr ein blühender Mann
Und beschaute sie fragend und sinnend.
Er legt' ihr den Arm auf die Schulter sodann
Und spricht sie erschrocken und freundevoll an,
Mit vertraulicher Stimme beginnend:

„Ich bin es, Marie, und kennst Du mich nicht?
„Und so muß ich wieder Dich finden?
„O sieh Deinem Robert in's treue Gesicht!
„Ich kenne Dich doch bei dem zitternden Licht,
„Und die Schwüre der Liebe, sie binden."

Da springt sie zur Höh': „Das Kreuzlein, o gieb!
„Meiner Mutter süßes Gedenken!
„Es ist ja das einzige Gut, was mir blieb,
„Sie raubten ja alles mir, Dieb über Dieb;
„Nun hab' ich nichts mehr zu verschenken!"

Er legt die Hand auf ihr wirrendes Haar:
„Ich will es und kann es nicht glauben.
„Was mir lügt dieser Ort und Dein Kleid, ist nicht wahr!
„Für Dich nur rang ich doch Jahr um Jahr,
„Du darfst mir Dich selber nicht rauben.“ —

„O gieb mir das Kreuz und laufe geschwind! — —
„An der Brücke — sonst wird es zerschellen —
„Es brauste der Bach, es rauschte der Wind! —
„Da laufe und rette Dein Kind — Dein Kind —
„Meine Ehre und Lieb' aus den Wellen!“

Da fühlt sie ihn lösen den Arm, und er stand,
Und Thränen im Auge ihm funkeln!
Und er drückte ihr leise das Kreuz in die Hand
Und schlich sich davon, bis er ferne verschwand —
Und so blieb sie im Dunkeln — im Dunkeln.

10.

An die Dunkelmänner.

O Christus, als Du zu der Wahrheit Ehre
Auf Golgatha am Marterkreuze hingst,
Als für den Glauben Deiner reinen Lehre
Du in des Todes Höllenqualen gingst,
Hast Du's verdient um diese Heuchlerschaaren,
Daß sie Dich meistern schon seit tausend Jahren?!

Sie haben einen Gott sich selbst geschaffen
Und setzen ihn auf golddurchwirkten Thron.
Kein Götzenbild von Schlangen oder Affen,
Kein Ungeheuer ist's aus Erz und Thon —
Nur ihrer Eigenliebe blasser Spiegel
Mit ihres Privilegiums Brief und Siegel!

Sie polstern schon die sammetweichen Sessel,
Auf denen droben ihre „Seelen" ruhn.

Sie schmieden seit Jahrhunderten die Fesseln,
Die sie dereinst um unsre Glieder thun,
Und nur wer hier schon ihrem Zwang sich beuget,
Dem wird vor Gottes Thron das Heil bezeuget.

Ob auch ein Andrer sich sein Leben quäle,
Vom echten heil'gen Tugenddurst erfüllt —
Verloren ist unrettbar seine Seele,
Wenn ihm kein Glaube aus dem Herzen quillt —
Sie sind die Heil'gen in den letzten Tagen,
Weil sie das Haupt gebeugt wie Knechte tragen.

Wenn Sokrates vom fernen Griechenstrande,
Wo er sein Leben ließ im Tugenddrang,
Wenn Göthe, der den Faust im Liedgewande,
Wenn Lessing, der den weisen Nathan sang,
Wenn sie zum Thron der ew'gen Liebe wallen,
Drängt sie dies Volk breitschultrig aus den Hallen!

Verloren hat die Tugend ihre Stärke —
Nur selig macht der Glaube ganz allein —
Der Priester macht den Glauben — Liebeswerke
Bei einem Heiden sind nur eitler Schein —
Der Reiche, der dem Armen alles raubte,
Lehnt' in den Sessel sich bequem und — glaubte! —

Der Bilder heiligstes in der Geschichte,
Das ist's, mit dem sich eitle Narrheit schmückt,

Und auf des reinsten Menschen Angesichte
Hat Selbstsucht ihren Stempel frech gedrückt —
Die sich mit seinem heil'gen Namen brüsten —
Weh, welch ein Zwiespalt zwischen Christ und Christen!

11.

Die Mutter.

„Wo bleibt nur die Mutter? Mich hungert so sehr!“ —
„Sie kommt ja, mein Schwesterchen, weine nicht mehr!“
Und der Knab' hält das Mädchen umfangen.
Sie setzen sich schweigend und blicken sich an,
Das eine, das andre zu weinen begann,
Und sie warten in schweigendem Bangen.

„Da kommt ja die Mutter!“ Schon tritt sie herein;
Auf springen die Kinder mit freudigem Schrei'n
Und halten sich fest ihr am Kleide.
Zum Antlitz der Mutter den Blick sie erhöh'n.
Sie ist noch so jung, sie ist noch so schön,
Doch verzehrt von unendlichem Leide!

Und ernst ist sie heute, und schweigend und blaß,
Die Stimme so bebend, die Augen so naß:
Und sie küßt ihre herzigen Kleinen.
Sie holt aus dem Korbe das duftende Brod
Und den Schinken so saftig, und zart und roth.
„Heut soll's Euch ein Feiertag scheinen.“

Es jubeln die Kinder: „Wer hat Dir's geschenkt?“ —
„Der Himmel, der Alles zum Guten ja lenkt.“
Und sie schneidet den Kleinen die Scheiben.
„Und ißt Du nicht selber?“ — „Ich wurde schon satt.“
Sie läßt auf den Sessel sich müde und matt.
„So kann's ja, so darf's ja nicht bleiben!“

„Wir müssen verreisen,“ die Mutter begann.
Da sehen die Kinderchen staunend sie an.
„Ja, stärkt Euch, wir müssen verreisen!“ —
„Wohin?“ — „Wo die lieblichsten Fluren Euch sind,
„Wo das Bächlein durch grünenden Wiesengrund rinnt,
„Wo Euch laden die leckersten Speisen!“

Die Kinder sind fertig: „Nun sind wir bereit!“
Die Mutter bleibt sitzen in zitterndem Leid —
Ihr graut vor dem furchtbaren Gange.
Sie hatte die Straßen nach Arbeit durchsucht,
Man hat sie von Thüre zu Thüre geflucht,
Und die Kinder sie darbten so lange.

Da trieb sie der Hunger, da trieb sie die Noth —
Gestohlen war alles, das Fleisch und das Brod —
Es klebt ihr wie Blut an den Händen.
Es ward ihren Kindern ein schreckliches Theil:
Die Armuth — der Kerker — das richtende Beil. —
„So darf es — so darf es nicht enden!“

„Kommt, Kinder!“ — Sie treten zusammen hinaus.
Da umfängt sie die Nachtluft mit Sturmesgebraus;
Es peitscht sie der rinnende Regen.
„O Mutter, wir frieren!“ — „Ich bette Euch weich!“ —
„So naß unsre Kleider!“ — „Wir trocknen sie gleich.“ —
Und sie eilen der Brücke entgegen.

Sie stehn an dem Ufer — da wälzt sich der Fluß,
So trübe und schmutzig vom rauschenden Guß;
Er spült um die Brücke mit Schäumen.
Sie tritt ans Geländer, herniederzuspähn.
„O Kraft mir! o Stärke! Es muß ja geschehn!“
Und sie fühlt ihre Seele sich bäumen.

„Und kommen wir bald an den lieblichen Ort
Mit Bächlein und Wiesen — lieb' Mutter, ein Wort!“ —
Das Töchterchen zupft sie am Kleide. —
Da streichelt der Knabe ihr sanft über's Haar:
„Dort bekomm' ich auch Pferdchen und Peitsche, nicht wahr?“ —
So schmeicheln die Kinder ihr beide.

Sie sinkt auf der Brücke zusammen und weint,
Und zur Seite knien ihre Kinder vereint:
„O Mutter, was ist denn geschehen?“ —
„So betet doch, betet! Euch hört er vielleicht!
„Mein Bitten hat niemals sein Ohr noch erreicht.
„Er ist todt oder taub meinem Flehen!“

Da schreitet des Wegs ein gewaffneter Mann.
„Man sucht schon die Diebin! Ihr Kinder, heran!
„Heran! wir müssen uns sputen!
„Nun werdet Ihr satt, nun werdet Ihr warm!“
Und jedes der Kinder umschlinget ein Arm,
Und sie stürzt sich hinab in die Fluthen.

12.

Der Märchenkönig.

Der Mond scheint ins Fenster mit zitterndem Strahl —
Der König sitzt im goldenen Saal.
Der Nachtwind weht so fröstelnd und kalt,
Auf rauscht von drunten der schlafende Wald.
Es träumt im Wachen, des Schlummers beraubt,
Und senkt in die Arme sein mächtiges Haupt —
König Ludwig!

Erinn'rung ihm tief aus dem Herzen schäumt:
Und hab' ich gelebt oder hab' ich geträumt — ?
Ein Jüngling mit funkelndem Augenpaar,
Die Königskrone auf lockigem Haar —
Umjubelt vom Volk, hochstrebend von Sinn,
Es sehnte Dein Herz nach der Sonne sich hin —
König Ludwig!

Zu den Füßen lag ihm ein jubelndes Reich,
Doch es zog durch die Seele ihm wunderbar weich,
Wie vergangener Zeiten verschollener Klang,
Wie lauschiger Lieder Sirenengesang. —
Du Königsknabe auf goldenem Thron,
Trau' nicht dem süß verlockenden Ton,
König Ludwig!

Und bin ich ein König an Namen und Macht,
Grab' die Vorzeit ich aus dem verschütteten Schacht,
Und Zauber und Sagen und Wundergewalt
Sollen schmelzen das Eis, das die Erde umkrallt;
Meine Zeit erfüll' ich mit Farben und Glanz,
Mache grünend und frisch ihr den welkenden Kranz —
König Ludwig!

Da zogen mit Leier und Pinsel herein
Die Künstler und Maler, sein Land ihm zu weih'n.
Da glühten die Farben so wonnig und weh,
Buntglitzernd erstrahlte am Ufer der See;
Da erwuchsen die Schlösser auf felsigem Geklipp,
Da durchglühten die Fackeln des Waldes Gestrüpp,
König Ludwig!

„Und willst Du, mein König, ein Weib Dir nicht frei'n?" —
„Die Kunst nur soll Gattin und Göttin mir sein!" —
„Soll kein Jüngling vom Vater erben den Thron?" —
„Wen ich liebe von Herzen, der ist mein Sohn!" —

„Und willst Du nicht sorgen für Krone und Reich?“ —
„Für den Geist will ich sorgen, für alles zugleich.,“
König Ludwig!

Wer durchschwebt auf den Schultern der Treuen die Luft,
Ueber ragender Felsen steilstürzender Kluft?
Wer sprengt durch den Forst mit dem Sturm um die Wett'?
Wer schafft sich im Walde sein fürstliches Bett?
Wer gondelt hoch oben auf Schlosses Altan
In blauender Fluth mit Lohengrin's Schwan? —
König Ludwig!

So baut er sich träumend sein Märchenreich,
Doch nimmer die Welt mit ihm zugleich.
Sie rüttelt ihn auf aus dem trügenden Wahn
Mit Kanonendonner auf sausender Bahn.
Wie des Traumgotts zartes Gedanken-Revier,
Schaut keiner Dein Sagengebäu außer Dir —,
König Ludwig!

Und er stützt sein Haupt in die furchige Hand:
„Soll ich leben, wo keiner mich, keiner verstand?
„Was warfest Du grausam mein sehnendes Herz
„In die Zeiten von Eisen, von Blut, Gold und Erz?
„Seit Richard, der herrliche Meister, mir ging,
„Verlor ich den zauberbewährten Ring —
König Ludwig!“

Schon graute der Morgen — da hört' er ein Schrei'n —
Da stürzte die Wache verzweifelnd herein —
Drauf folgten die Boten: „Uns hat gesandt
„Zu unserem König das Vaterland.
„Du hast uns verlassen, vergessen, verschmäht,
„Seit der Märchenwahn durch die Sinne Dir weht,
König Ludwig!

„Ein Andrer soll tragen Dein Scepter von nun,
„Da mag Deine Seele denn träumen und ruh'n.
„Verlassen sollst Du Dein trotziges Schloß!
„Komm' mit, wir satteln Dein kriegerisch Roß,
„Wir führen Dich fort und sichern Dich gut;
„Am See sollst Du leben in unserer Hut,
König Ludwig!"

Ihm rast's in der Seele: „Bin König ich nicht?
„Wer darf mir bestellen so schmählich Gericht?" —
„Mit nichten, an Dich hat Dein Volk geglaubt,
„Doch Du hast ihm Glauben und Hoffen geraubt.
„Die Stunde schlug — drum reite von dann;
„Die eiserne Zeit braucht den eisernen Mann,
König Ludwig!"

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

„Und winkst du mir wieder, du bläulicher See?!
„Drauß' küßte mich oft die nächtliche Fee.

„Und hat mich verstoßen mein Volk und mein Land,
„Und haben sie alle sich von mir gewandt,
„Und sagen sie alle, mein Geist sei verwirrt,
„Weil weit vom getretenen Weg sich verirrt,
König Ludwig!

„So rausche mir du hoch über dem Haupt,
„An deren süß-lieblichen Wahn ich geglaubt.
„Du herrliche Maid im krystallnen Palast,
„Du nimm mir vom Haupte der Krone Last,
„Und laß tief drunten an deiner Brust
„Verweinen den Schmerz und die trügende Lust —
König Ludwig!"

Und die Baiern fanden mit traurigem Muth
Die Königsleiche in schimmernder Fluth.
Der Schmerz brach in quellenden Strömen sich Luft;
Sie senkten ihn ein in die Fürsten-Gruft.
„Da magst Du nun schlafen in Ewigkeit,
„Du Märchenkönig der Prosa-Zeit,
König Ludwig!"

13.

Buddha.

Also spricht der Sakja-Muni,
Ein gelehrter, frommer Inder,
Welchen, betend, Buddha nennen
Seiner Lehre treue Kinder.

Einer lebt nur, ewig Einer,
Der zur Welt sich hingegeben,
Nur ein großer, hehrer, reiner
Ist der Quell von allem Leben.

Wir auch sind hervorgegangen
Aus dem einen großen Wesen —
Wenn zu ihm wir heimgelangen
Sind wir erst vom Schmerz genesen.

Denn ein Schmerz ist alles Leben,
Gottes Schmerz, der sich verleugnet.
Darum soll'n wir alle streben,
Daß sich Gott uns wieder eignet.

Jedem, der die Erden-Plage
Ohne Sünd' und Fehl durchmessen,
Lohnt am Ende aller Tage
Seliges Sich-selbst-vergessen.

Aber, wer nach Trieben handelt,
Die aus ird'schen Lüsten rinnen,
Muß, in andre Form verwandelt,
Nochmals seine Bahn beginnen.

Alle Thiere, die wir kennen,
Sind verworfne Menschenseelen,
Die sich hier in wildem Rennen
Nach ersehnter Ruhe quälen.

Darum ist es Pflicht dem Frommen,
Daß er helfe dem Genossen,
Damit jeder bald erklommen
Zur Vollkommenheit die Sprossen.

Daß der Tag uns bald erscheine,
Der die Welt der Nacht, des Lichts,
Wiederum mit Gott vereine
Zu Nirwana's sel'gem Nichts.

14.

Der Musikant.

Rumdaradei! Rumdaradei! --
Tanzt! Ich schlage auf die Tasten!
Klappern soll der alte Kasten!
Walzer — Polka — Hopser — Springer!
Dreht Euch, dreht Euch, bunte Dinger!
Während meine Finger scherzen,
Brennt die Hölle mir im Herzen!
Rumdaradei! Rumdaradei!
Tod und Leben einerlei!

Einst, in meines Vaters Hause,
Bei dem frohen Tanzgebrause
Schwang ich mich beim Kerzenscheine,
Und ein Mädchen war die Meine.
Zwanzig Musikanten bliesen
Einen Tanz wie diesen, diesen —
Rumdaradei! Rumdaradei!
Tanz und Teufel einerlei!

Und mich riß die Kunst von hinnen,
Nach der Sonne stand mein Sinnen.
Ew'ges Wort aus Dichters Munde,
Bühnenglanz und sel'ge Stunde,
Göttlich Sehnen, heilig Ringen —
Nie Erfolg und nie Gelingen! —
Rumdaradei, Rumdaradei,
Und die Sonne zog vorbei!

Und ich hab' von fernen Höhen
Meines Vaters Schloß gesehen,
Bin ins grüne Gras gesunken,
Hab' die traute Luft getrunken.
Fort mein Glück und todt mein Sehnen —
All mein Gut im Aug' die Thränen!
Rumdaradei! Rumdaradei!
Dreht Euch! Dreht Euch! Eins, zwei, drei!

Dreht Euch, daß die Funken stieben! —
Und wo ist mein Lieb geblieben? —
Wo ich lag, vom Gram zerschlagen,
Fuhr vorbei ein Fürstenwagen,
Hielten Zwei sich drin umwunden,
Bis mir Sinn und Geist entschwunden.
Rumdaradei, Rumdaradei!
Weib und Weib ist einerlei!

Als ich in die Stadt gekommen,
Hat der Wirth mich aufgenommen,

Spiele nun bei jedem Feste
Für die Kinder, für die Gäste
Bis erlahmt die alten Tatzen,
Bis die Saiten schrill zerplatzen —
Rumdaradei, Rumdaradei —
Tod und Leben einerlei!

15.

Der Eremit.

(Nach Böcklin's gleichnamigem Gemälde in der National-Gallerie zu Berlin.)

Wenn der Sonne Strahl verglommen,
Greift der Eremit zur Geige,
Daß er seinem Gott in frommen
Klängen seine Seele zeige.

Heil'ge Schauer steigen nieder
Von der Hütte Bretterwänden,
Wonnevolle Zauberlieder
Klingen unter seinen Händen.

Und der Seele heißes Hoffen
Träumt sich fort zum Paradiese,
Sieht den sel'gen Himmel offen —
Engelschaar auf ros'ger Wiese.

Auf dem Scheitel, auf dem grauen,
Spielen warme Himmelslichter,
Hoch hinein zur Hütte schauen
Lockig lachende Gesichter —

Deiner Seele kam der Friede,
Himmelsluft in ird'schen Räumen!
Denn die Gottheit lebt im Liede,
Und die Seligkeit ist Träumen!

16.

Sphärenharmonie.

Habt Ihr gehört von alten Weisen,
Von jenem wundersamen Sang,
Der der Gestirne stilles Kreisen
Herzaubert, von dem Sphärenklang?
Von alten, heil'gen Melodien
Der Sterne, die sich liebend fliehen?

Es tönet laut im Wechselchore,
Hinbrausend durch den Weltenraum,
Doch unvernehmbar unsrem Ohre
Und unsrer Seele nur ein Traum.
Wer zieht herauf zum lichten Tage
Den Sinn der altersgrauen Sage?

Wenn Du Dich, Harfentönen lauschend,
Versenkst in eines Sanges Sinn,
Was reißt Dich dann, Dein Herz berauschend,
Zum überirdisch Großen hin?

Das ewig Wahre, ewig Schöne
Scheint Dir der Wechselklang der Töne.

Wenn Farben in einander fließen
Harmonisch auf des Malers Bild,
Was mag dann wohl die Wonne gießen
In Deine Seele, stark und mild?
Der Gruppen Schwung, der Farben Walten
Malt Dir der Ewigkeit Gestalten!?

Es ist der Luft geheimes Beben,
Von Saiten zitternd angeregt,
Es ist des Aethers schwingend Schweben,
Das wechselnd an Dein Auge schlägt.
Soll Glanz und Klang Dich nicht verletzen,
Folgt rhythmisch er den Zahlgesetzen.

Der Zahl geheimnißvollem Walten
Folgt alles, was die Seele rührt.
Des Weltalls riesige Gestalten,
Sie werden von der Zahl geführt.
Dein Denken in geschloss'nen Kreisen
Muß Maaß und Zahl zur Ordnung weisen.

Auch als im Anfang der Geschichte
Das Weltall kreisend sich entrollt,
Gleich einem klingenden Gedichte —
Hat es der Zahl ihr Recht gezollt:

Der Stoffe rhythmisch erste Triebe
Sind der Atome Haß und Liebe!

Wenn die Gestirne still sich lenken,
Auf Bahnen, weit und eng umzäumt,
Das ist des Weltalls stilles Denken,
Das selig von sich selber träumt,
In glanz- und farbenloser Schöne —
In Melodien ohne Töne.

So herrschet weit im Weltenraume
Der Zahl geheimnißvoller Zwang.
Du selbst, im Wachen und im Traume,
Gehörst ihm an, wie Glanz und Klang —:
Es ist der Seele heilig Glühen
Ein Ton der Sphärenharmonieen.

17.

Die Schönheit und das Christenthum.

Motto: In der christlichen Kunst haben beide ihre Vermählung gefeiert.

Georg Ebers.

Die Schönheit schwebt auf einer Wolke —
Als Göttin Königin zugleich —
Hochthronend über allem Volke,
Und alle Lande sind ihr Reich.

Sie winkt der Erde Küsse nieder —
Die sprießt in tausend Blüthen auf,
Es rauscht der Hain — der Dank der Lieder
Klingt tausendstimmig ihr hinauf.

Ein jeder Tag erwacht mit Singen,
Es stirbt die Nacht im Jubellaut,
Und jauchzend in die Arme schlingen
Sich liebend Bräutigam und Braut.

Das Schöne heißt zugleich das Gute,
Und alles Edle lehrt die Kunst.
Man hascht die glückliche Minute,
Des Augenblickes flücht'ge Gunst.

Die Form muß sich dem Geist vermählen,
Lebendig will das Leben sein.
Der Denker sucht die schönen Seelen
In schönen Körpern ganz allein.

Des Himmels ewige Gewalten,
Zu denen man bewundernd fleht,
Träumt man in herrlichen Gestalten,
Und sie zu bilden ist Gebet.

Aus grünenden Olivenhainen
Aufragen Marmorbilder weiß —
Genuß und Andacht zu vereinen,
Umlagert sie der Zecher Kreis,

Des Lebens vollen Becher leerend
Bei Glanz und fröhlichem Getön,
Und, seine Fackel niederkehrend,
Ist selbst der Todesengel — schön —

Da zieht mit ihren finstern Heeren
Die ernste Schwester durch das Land —
Sie stößt von rauchenden Altären
Die Bilder mit erzürnter Hand,

Tritt strafend in den Kreis der Zecher,
Der schreiend auseinander fährt —
Zu Boden fällt der Kranz, der Becher,
Man greift zur Lanze und zum Schwert.

Die Schönheit, unter Bitten weinend,
Verhüllt ihr liebliches Gesicht
Und flieht entsetzt, da streng verneinend
Der Schwester starres Auge spricht.

Zerstoben ist der lust'ge Reigen,
Die Kunst, die Freude flieht dahin,
Und würdevoll den Thron besteigen
Sieht man die ernste Königin.

Kaum hat sie dorten Platz genommen,
Als stahlbepanzert, dienstbeglückt,
Vor ihren Thron die Diener kommen,
Die sie in alle Lande schickt.

Als alle Tempel niedersinkend
Das Land betrümmern, roh zerstört,
Als Roma's Kaiser, Purpur blinkend,
Vor ihrem Throne Treue schwört,

Als in dem Lande der Germanen
Winfried die heil'ge Eiche schlägt,
Die stürzend mit des Wipfels Fahnen
Den ihr geweihten Boden fegt,

Als in Aegyptens Tempel-Kammer
Die Tuba dröhnt durch heil'gen Schlaf,
Und Constantin's geschwung'ner Hammer
Serapis' Götterstirne traf,

Als alle Bilder mußten weichen
Dem, der sich nimmer schauen läßt,
Die Welt sich bei des Kreuzes Zeichen
Auf's Haupt die Dornenkrone preßt.

Was schön, was lieblich ist, heißt Sünde,
Verbrechen das Natur-Gebot.
Vor's Auge schlingt man sich die Binde
Und sehnt sich, lebend, nach dem Tod.

Doch wie umringt, von Beifallsrufen,
Die Königin vom Throne ragt,
Da tritt bescheiden vor die Stufen
Die Schwester Schönheit hin als Magd.

Sie spricht zu ihr mit sanfter Bitte:
„O laß mich Deinem Dienst mich weihn,
„Gern folgen will ich Deinem Schritte
„Und will nur Deine Sklavin sein.

„Vergönne denen, die mich lieben,
„Daß sie verherrlichen mein Reich —
„Wer schaffen will, vom Geist getrieben,
„Dem gilt, für wen er schaffe, gleich."

Sie spricht's und hört ein Ja erklingen. —
Kaum sieht sie ihren Wunsch gewährt,
Als sie, erhebend ihre Schwingen,
Laut jauchzend durch die Lande fährt.

Denn schlafend ruhen aller Orten,
Die einstens ihren Thron geschmückt;
Sie ruft sie auf mit Zauberworten
Und schaart sie um sich her beglückt.

Verjüngt erstehen aus dem Grabe
Die Priester, die man Künstler nennt.
Man greift zum Pinsel und zum Stabe,
Zum Meißel und zum Instrument.

Beim Klang der Glocken und Choräle
Kommt Schaar auf Schaar herangewallt,
Durch hoch gewölbte Kirchensäle
Wogt stolzer Säulen Marmorwald.

Der Künstler fröhliches Gewimmel
Wallfahrtet nach dem ew'gen Rom.
Da schwingt sich wundervoll zum Himmel
St. Peters' hoher Kuppeldom.

Dem Glauben, der die Welt gemieden,
Der sich das Leben schuf zur Qual,
Dem wurde — wunderbar — beschieden
Der Frauenschönheit Ideal! —

Die Kön'gin blickt auf das Gedränge,
Um ihre Lippen zuckt's wie Hohn —
Doch jubeljauchzend hebt die Menge
Zu ihr die Schwester auf den Thron.

Und schalkhaft lächelte die Kleine,
Der ihre List so wohl gelang,
Und sprach: „So laß uns im Vereine
„Denn weiter herrschen Lebenslang.

„Und wen zu ewigen Genüssen
„Erweckt der Kunst geweihter Strahl,
„Vergönn', daß ich mit Liebesküssen
„Ihn führen darf zum Ideal."

Sie spricht's und lacht mit Aug' und Munde,
Da schmilzt der Schwester Stolz dahin.
Sie reicht die Rechte ihr zum Bunde,
Die Königin der Königin.

18.

„Dem unbekannten Gott."

Warum drängt des Volkes Menge
Nach dem Feld des Areopag?
Heut ist nach der Väter Satzung
Nicht des Rechtes heil'ger Tag.

Und ein Mann in fremder Kleidung
Ragt dort auf dem Richtersitz,
Und er überfliegt die Menge
Mit des Feuer-Auges Blitz.

Seine Worte dröhnen grollend,
Wie im Kampf geschlag'nes Erz;
Aber wie von Engelszungen
Dringen sie in jedes Herz.

„Ihr verehrt so manche Götter,
„Diesen heilig, Jenen Spott.
„Nur ein Altar ist beschrieben:
„Für den unbekannten Gott.

„Athenienser, diesen einen,
„Euch noch unbekannten, Geist,
„Wollt Ihr's, will ich Euch verkünden,
„Daß Ihr ihn mit Worten preist."

Und er sprach gewalt'ge Worte,
Glaubenskühn und siegbewußt.
Und sie hallten freudig wieder
Wohl in mancher edlen Brust.

Und sie hallten mächtig wieder
Ueber Land und über Meer,
Wanderten von fernsten Inseln
Segen bringend hin und her.

Für die Religion des Friedens
Stürzen Völker in den Kampf,
Hüllen rings den Ball der Erde
Siegend ein in Staub und Dampf.

Und es hebt aus Blut und Leichen
Sich der christliche Altar —
Alle Völker bringen knieend
Opfer und Gebete dar.

Mählig senkt sich schwarz hernieder
Eine finstre Glaubensnacht.
Eingebannt in enge Kreise
Wird des Geistes Schöpfermacht.

Zum Verbrechen wird die Duldung,
Wird des Mannes freies Wort,
Und die Religion der Liebe
Predigt Nächstenhaß und Mord.

Selbst des edlen Weltbeglückers
Heiliges, geweihtes Bild
Wird der Herrschsucht eine Stütze,
Wird der Tyrannei ein Schild. —

Endlich sprengt der Geist der Menschheit
Den ihm aufgezwängten Bann,
Ledig der verhaßten Fesseln
Fliegt er jauchzend himmelan.

Durstig schlürft er an der Wahrheit
Ihm so lang versagten Quell,
Schaut des Lichtes ew'ge Klarheit
Unverhüllt und sonnenhell.

Aber ach — auf ungewohntem
Schranken-, Ufer-losem Meer —
Treibt es ohne sichren Führer
Zweifelnd, irrend hin und her.

Und das Bild des Unbekannten,
Das zu kennen wir geglaubt,
Ist entrückt in ew'ge Fernen,
Ist dem sichren Blick geraubt.

Er erscheint in Weltgesetzen,
Wonach Erd' um Erde kreist,
Treibt hervor in Blüthenfülle,
Schafft sich neu im Menschengeist.

Willst Du einen gläubig ehren
In des Zufalls grausem Spott,
Schreib' auf Deines Herzens Altar:
„Für den unbekannten Gott!"

19.

Auf Zions Trümmern.

Zion lag in Schutt und Asche —
Durch der Christen fromme Wuth
Sank die Königin der Städte
Brennend nieder in die Gluth.

Droben auf verkohlten Trümmern
Hält ein Jüngling Waffenrast,
Blonde Locken an den Schläfen,
Matt den Schwertesgriff umfaßt.

Wie er auf das Feld voll Leichen
Und Ruinen schaudernd sieht,
Wägt er Juden-, Christenlehre
Also prüfend im Gemüth:

„Ernst und finster thront Jehova
„Auf dem hohen Wolkenthron,
„Wägend mit gerechten Händen
„Jede Strafe, jeden Lohn.

„Niemand ist, der seinem Grimme
„Und der seinem Haß entflieht,
„Und der Eltern Missethaten
„Rächt er noch im zehnten Glied.

„Doch der Gott, den wir verehren,
„Herrscht voll Liebe durch sein Reich,
„Alle Menschen seine Kinder
„Und vor seiner Liebe gleich.

„Liebe soll, so will's der Heiland,
„Halten alle Welt vereint.
„Darum sollen seine Jünger
„Selber lieben ihren Feind.

„Demuth hat uns Gott gepredigt: —
„Nur wer selber sündenrein,
„Soll als erster auf den andern
„Schleudern des Gesetzes Stein.

„Und für sich soll jeder streben,
„Daß die goldne Zeit erscheint,
„Da die Religion der Liebe
„Alle Menschen froh vereint.

„Auf zum Himmel schlägt die Flamme,
„Durch die Straßen fließt das Blut!
„Weh, wie meine Brüder lieben
„In des Eifers frommer Wuth!"

Horch, und eines Glöckleins Klingen
Tönt das stille Thal herauf,
Und ein Ende ward des Mordens,
Und die Pilger ziehn zu Hauf.

Und wie fromme Waller knieen
Rings sie demuthsvoll im Kreis,
Und die Hände hebt zum Himmel
Hoch der hehre Priestergreis.

„Was wir heute hier gesündigt,
„Sieh es, großer Gott, nicht an!
„Denn in Deinem heil'gen Namen
„Gläubig haben wir's gethan."

Droben steht der junge Ritter,
Seine Augen rollen wild,
Und mit donnergleicher Stimme
Ruft er nieder in's Gefild:

„Weh Dir, Weh Dir! Volk der Christen!
„Bei der Sonne reinem Licht,
„Solche gleißnerische Lügen
„Trägt die ew'ge Langmuth nicht!

„Deine Lieb' ist fressend Feuer,
„Und Dein Glaube Raserei!
„Deine Demuth Herrschbegierde!
„Und Dein Gegner nur ist frei!"

20.

Mohammed.

1.

Der Prophet.

Einsam sitzt in seiner Zelle
Mohammed in tiefer Nacht,
Aber wunderlicht und helle
Ist sein geistig Aug' entfacht,

Um das Haupt scheint ihm zu schweben
Ferner Geister dumpfer Ruf;
In der Brust beginnt zu leben,
Was sein Denken selbst erschuf.

Und er neigt sein Haupt, im Grübeln
Nach dem unerforschten Geist,
Der ein Quell von allen Uebeln
Und ein Born des Guten heißt.

Und sein vierzigjährig Leben
Zieht ihm leise durch's Gemüth:
So viel Tage, so viel Streben,
Draus nicht eine Frucht erblüht. —

Wie der Knab' auf dem Kameele
Einsam durch die Wüste ritt
Und durch seine junge Seele
Gottes Welt der Wunder glitt!

Wie die goldnen Sterne lachten
Hoch vom blauen Himmelsdom!
Was ihm fremde Priester brachten
Von Jerusalem und Rom!

Staunend hörte er die Lehre
Von Jehova's heil'ger Macht,
Der das Schöpfungswerk, das hehre,
Siebentägige vollbracht.

Doch er hängt zum Himmelshause
Hoch heraus das Racheschwert,
Welches wie der Blitz, der grause,
Zürnend durch die Menschheit fährt.

Und er hört aus fernen Landen
Auch die Mähre wundersam,
Daß ein Jüngling auferstanden,
Der die Welt zu lösen kam,

Aller Trüben Leid zu lindern,
Selbst zum Opfer sich bescheert,
Und den Menschen, seinen Kindern,
Gottes Vaterlieb' gelehrt.

Aber weh, die seiner Ehre
Ihre goldnen Tempel weihn,
Wissen nichts von solcher Lehre,
Lieben einzig sich allein! —

Freudig schlug das Herz ihm wieder,
Als er seine Heimath sah —
Gläubig betend kniet er nieder
In der heil'gen Kaabâ —

Brünstig fleht er zu den Bildern
Seiner Götter heilig alt,
Seiner Seele Qual zu mildern —
Doch sie bleiben stumm und kalt.

Und die Jahre fliegen schnelle,
Es entwand sich Nacht auf Nacht,
Die er einsam in der Zelle
Grübelnd im Gebet durchwacht. —

Und es scheint sein Ohr zu streifen
Ferner Geister Stimmenklang —
Mit den Händen will er greifen,
Was dem eignen Hirn entsprang.

Plötzlich, überströmt von Thränen,
Fällt er auf sein Angesicht,
Fleht in fieberheißem Sehnen:
„Gott Erbarmer, gieb mir Licht!"

Und er fühlt den Körper beben —
Himmelslust und Höllenpein,
Ird'sche Qual und heilig Streben
Schütteln marternd sein Gebein.

Bis ihm Sinn und Denken schwindet
Und am Morgen still im Saal,
Fest, wie todt, im Schlafe findet
Ihn Chadidscha, sein Gemahl.

Und den Klagen und den Thränen
Läßt sie ungehemmten Lauf —
Sieh, da schlägt zu neuem Wähnen
Mohammed die Augen auf.

Ueberirdisch Licht, wie blendend,
Bricht aus dunklem Augenpaar,
Und das Haupt zur Gattin wendend,
Spricht er: „Heil! Mein Traum ward wahr!"

Wunderbare Geister haben
Diese Nacht bei mir geweilt
Und mit süßen Himmelsgaben
Mir mein krankes Herz geheilt.

Mag nicht Trank und mag nicht Speise,
Will nur reden frei und frank.
Eine hehre Glaubensreise
Sei mein Thun mein Leben lang.

Was sie keinem offenbaren,
Haben mir sie heut vertraut,
Und dem Ewigen und Wahren
Hab' ich Aug' in Aug' geschaut.

Einer lebt allein im Himmel,
Einer regt mir Herz und Hand,
Und der Götzen Volksgewimmel
Sei in ew'ge Nacht verbannt.

Einer, der mit Mosis Stabe
Wasser aus dem Felsen schlug,
Der, ein lichter Gottes-Knabe,
Eines Menschen Züge trug.

Einer, der mich heut erweckte,
Dessen urgewalt'ger Geist
Erst mich in den Wahnsinn schreckte,
Nun mit Lebensnahrung speist.

Gott, der ew'ge, den ich meine,
Der mir Brust und Herz durchweht,
Allah ist der Gott, der Eine,
Mohammed ist sein Prophet.

2.

Der Khalif.

Einsam sitzt in seiner Zelle
Mohammed in tiefer Nacht,
Draußʼ auf des Palastes Schwelle
Halten Krieger treue Wacht.

Um sein Haupt scheint ihm zu schweben
Ferner Geister Stimmenklang,
In ihm wacht zu neuem Leben,
Was der Zeitenstrom verschlang:

Wie der Mann, der Glaubenskühne,
Mekka's Straßen wild durchrannt,
Und, ein hehrer Geistes-Hüne,
Angeflammt den Seelenbrand.

Wie die Menge, unverständig,
Einen Narrensohn ihn hieß,
Wie der Priester, ungebändig,
Aus der Heimath ihn verstieß.

Und die Nacht kommt schreckenwüthend,
Die ihn nach Medina reißt —
Dunkel auf der Erde brütend,
Dunkel tief in seinem Geist —

Hingewürgt in blut'ger Lache
Starb sein göttlich Ideal,
Und er schwur sich Rache, Rache —
Bei des Feuergottes Strahl!

In Medina sich verrammelnd
Hinter seiner gläub'gen Schaar,
Still zur Gluth die Asche sammelnd,
Bis die Frucht zur Reife war,

Bis er kann den Todfeind packen,
Tausendfach durch Blut bezeugt,
Bis den trotzig stolzen Nacken
Mekka staubzertreten beugt.

Bis die Götzenbilder brannten,
Bis Arabien trunken rief:
„Seht den Gott, den Menschverkannten!
„Heil Dir König! Heil Khalif! —"

Und er sinnt — und leises Sehnen
Faßt ihn weich und kummervoll,
Und sein Antlitz baden Thränen,
Wie das Herz ihm wachsend schwoll:

„Nimm das goldne Glanzgefieder,
„Schicksal, tausendfach zurück!
„Gieb mir meine Unschuld wieder
„Und mein stilles Seelenglück.

„Könnt' ich einmal wieder knieen
„Gläubig in der Kaabâ!
„Wollt' es mir noch einmal ziehen
„Durch's Gemüth, wie's einst geschah!

„Lieber Asiens schlecht'ster Bürger
„Lebend meinem Ideal,
„Als der große Weltenwürger,
„Der das Göttliche bestahl!" —

Plötzlich tönen Stimmen, laute:
„König, steig auf Deinen Thron!
„Eh' der junge Morgen graute,
„Kam Dir Ibrahim, Dein Sohn!"

Auseinander springt die Pforte —
Hell herein glänzt Fackelgluth.
Eine Bahre — ohne Worte,
Drauf ein bleicher Jüngling ruht.

Auf die reichen Purpurdecken
Träuft sein blutendes Gesicht,
Und die Rechte will er strecken —
Aber ach, die Kraft gebricht! —

„Vater, Vater! — Du bist Sieger —
„Deine Waffen sind gekrönt —
„Aber — weh — Dein erster Krieger
„Hat den Neid des Glücks versöhnt!

„Weh, ein junger Tempelstürmer,
„Falle ich in Allah's Dom!
„Ach, Du bautest für die Würmer!
„Deine Reiche erbt Dein Ohm!"

An der Brust hält ihn der Vater —
„Fluch verschlinge mein Geschlecht!
„Allah, großer Weltberather —
„Du bist furchtbar — bist gerecht!"

21.

Radbod.

Fürst Radbod stand gefangen
Vor König Karl Martell.
Die Taufe sollt' empfangen
Vom Priester er zur Stell'.

Er ging mit schweren Schritten
Wohl durch die Kirche hin —
Ein Becken stand inmitten,
Geweihtes Wasser drin —

Er beugt das Haupt bedächtig,
Er neigt das Angesicht,
Und lauscht dem Wort, das mächtig
Der greise Priester spricht:

„Steig in dies Becken nieder
„Und die geweihte Fluth,
„Sie reinige Dich wieder
„Von allem Christenblut.

„Dich hat zum heil'gen Bade
„Nicht bleiche Furcht geschreckt —
„Dir hat die ew'ge Gnade
„Das stolze Herz erweckt!

„Die Gnade soll, Du Armer,
„Befreien Dich von Leid,
„Da ja der Allerbarmer
„Der ganzen Welt verzeiht.

„Dem Kreuze willst Du beugen
„Den Nacken reuig gern,
„Und jubelnd werden's zeugen
„Die Engel vor dem Herrn."

Und Radbod steht mit Sinnen
Auf heil'gen Beckens Stein;
Er hebt den Fuß — mitinnen
Hält er ihn wieder ein:

„Noch eines, Priester, sage:
„Ist mir das Heil gewiß?
„Schenkt mir am Tag der Tage
„Dein Gott das Paradies?" —

„Bleibst Du nur treu im Glauben,
„Winkt Dir nach aller Zeit
„Mit goldnen Rebenlauben
„Der Garten Ewigkeit!"

Da schlägt der Fürst die Blicke
So stolz und wild empor
Und zieht den Fuß zurücke:
„Sag mir noch eins zuvor!

„Mein Vater, der mich zeugte,
„Und meine Mutter traut,
„Die nie sich Christo beugte,
„Ob sie das Heil geschaut?

„Mein Bruder, der gestorben,
„Ein lockig brauner Knab',
„Hat er das Heil erworben
„Sich über Tod und Grab?

„Mein Weib, das Ihr erschlagen,
„Weil es nicht von mir ließ,
„Treff' ich's in ew'gen Tagen
„In Gottes Paradies?

„Die für mich blutend liegen
„Auf manchem Schlachtenfeld,
„Kann ich für sie ersiegen
„Das Heil der ew'gen Welt?"

Der Priester spricht verlegen:
„Nein, Held aus Friesenland,
„Sie wiesen Gottes Segen
„Leichtherzig von der Hand.

„Der Herr war ihnen nahe,
„Sie haben ihm gegrollt,
„Und seinen Lohn empfahe
„Der Trotz, der ihn gewollt."

Und Radbod steigt hernieder
Vom heil'gen Beckensrand:
Es beben seine Glieder,
Von heißem Zorn durchbrannt.

„Und meiner stolzen Ahnen
„Mir heiliges Geschlecht,
„Die Niemand konnte mahnen
„An Eures Gottes Recht,

„Die nichts von Christo wußten,
„Von Pfaff' und Büßerpsalm,
„Sprich, ob sie wandern mußten
„Zum ew'gen Höllenqualm."

Da schließt die Augen beide
Der Mönch und spricht: „Mein Sohn,
„Wer lebt und stirbt als Heide,
„Kommt nicht vor Gottes Thron.

„Doch Du voll Dank empfange,
„Was Dir der Herr beschеert."
Doch Radbod ruft: „Zu lange
„Hab' ich Dich angehört!

„Spielt Ihr mit Lohn und Strafen,
„Mit Höll' und Paradies?
„Hat Euer Gott geschlafen,
„Da er sie irren ließ?

„So soll er auch mich Einen
„Nicht seinem Heil ersehn!
„Ich will mit all' den Meinen
„Getreu zur Hölle gehn."

22.

Huß.

Rothe Feuerflammen lecken
Prasselnd aus dem Scheiterhaufen,
Schwarze Henkersknechte recken
Ihre Arme, gluthumlaufen,
Rings umher des Volkes Menge
Brandet wogend im Gedränge,
Gierig grausen Spiels gewärtig —
Huß, mach' Dich zum Sterben fertig.

Glänzend bunt im Fürstenkleide
Hält der Herzog im Gewimmel,
Und es schlägt der Bischof beide
Augen heuchlerfromm zum Himmel.
Mönche knieen betend nieder —
Fern ertönen dumpfe Lieder,
Schauerlich zum Grabgesange —
Sei bereit zum letzten Gange! —

Auf den Hügel tritt der Große,
Arm und Hand geschnürt in Bande,
Und er neigt das Haupt, das bloße,
Niederknieend auf dem Sande.
Fühlt Ihr nicht das Herz erzittern,
Seht Ihr ihn im letzten, bittern
Schmerz vor seinen Schöpfer treten? —
Hört und schaudert — Huß will beten!

Und er bohrt das Auge brennend
In des Himmels ferne Bläue,
Keine Todesangst bekennend,
Keine Furcht und keine Reue.
Nein, entzückt in sel'gem Glanze,
Wie der Krieger seine Lanze,
Sendet er den Blick nach oben —
Huß, Dir winkt kein Himmel droben!

Sagt mir, welch ein Sünder schaute
So den Herrn in letzter Stunde? —
Und es ringen leise Laute
Sich aus dem gepreßten Munde:
„Herr, erlöse mich vom Staube,
„Denn ich glaubte — und ich glaube,
„Sieg erscheint mir mein Verderben,
„Herr, bereite mich zum Sterben!

„Will mich gern zum Opfer bringen,
„Sterbend dank' ich meinen Siegern,

„Denn aus meiner Asche springen
„Wird ein Heer von Geisteskriegern,
„Fürstentrotz und Priestergleißen
„Vom erlog'nen Thron zu reißen,
„Rächend vor Gericht zu laden. —
„Herr, erbarm' Dich mein in Gnaden!"

Kräftig springt er auf die Füße —
Himmelwärts, zur Erde nieder
Trägt der Blick die letzten Grüße.
— „Sonne, schau ich nie Dich wieder?" —
Die papierne Narrenkrone
Putzt sein Haupt. In Wuth und Hohne
Lacht und flucht das Volk zusammen —
Und man reißt ihn zu den Flammen.

Sieh, da läuft ein Mädchen eilig,
Schwarz umwogt von Flechtenfluthen,
Schaut ihn an so rein und heilig —
Wirft ein Scheitlein in die Gluthen! —
Huß erschaut's, und Thränen feuchten
Seine Augen: „Herr, Erleuchten
„Schenke diesem reinen Kinde!" —
Spricht's, die Flamme rast im Winde. —

Abend ward's; ein Häuflein Asche
Hat man an den Strand getragen,

Und die Fluth, die wogenrasche,
Treibt es fort mit Wellenschlagen,
Spült es fort nach allen Landen,
Bis in aller Welt erstanden
Krieger aus dem heil'gen Samen —
Deines Todesseufzers Amen.

23.

Das Wort.

Anfangs war das Wort — so steht geschrieben —
In den Zeilen ruht ein tiefer Geist. —
Was die Erde aus dem Nichts getrieben,
Was den Körper zum Gedanken reißt,
Was sich selber schafft vom Nichts zum Alles,
Ist das Wort, der Sinn des trägen Schalles.

Und das Wort war Gott, so heißt es weiter.
Für den Geist, der nur sich selber schafft,
Der zugleich ist Welt und Weltenleiter,
Der in Eins Erscheinung ist und Kraft,
Findet wohl ein größ'res Bild sich nimmer
Als das Wort, das niemals ist und immer.

Weil den Thieren nicht das Wort gegeben,
Darum nur beschränkt sich ihr Verstand.
Nur wo Worte von den Lippen schweben,
Schließen sie um Geist und Geist das Band,

Nur wo Worte aus dem Stoff sich ranken,
Können knospend keimen die Gedanken.

Die Spartaner, deren Schwerter sanken,
Trieb des lahmen Dichters Wort zur Schlacht,
Auf der Bühne, vor des Richters Schranken,
Durch die Tempel herrscht's mit Göttermacht;
Aus versunk'ner Völker Sarkophage
Fördern wir der Vorzeit Wort zu Tage.

Philipp bebt vor des Atheners Rede,
Catilina stürzt vor Cicero,
Frankreichs Thron sinkt hin in blut'ger Fehde
Vor dem Flammenwort des Mirabeau;
Regulus kehrt frei in Feindesbande,
Weil sein Wort ihn zwingt zu Schmach und Schande.

Wenn es von den Lippen der Sirene
Gleich Cascaden sprühend niederfällt,
Wenn's dem Pfeil gleich, den die Bogensehne
Schleudert, in das Schwarz der Scheibe schnellt,
Wenn's dem Sohne sagt vom Vatersegen,
Wenn's am Weltbau pocht mit Hammerschlägen,

Wenn's, wie sanfter Schmeichelwind gesungen,
Lispelnd von der Liebe Lippen tönt,
Wenn's, aus zornesmuth'ger Brust gedrungen,
Dumpf, wie Donner im Gebirge, dröhnt, —

Was die Erde liebt, die Himmel hassen,
Kann das Wort, kann nur das Wort erfassen.

Doch weh Denen, die das Wort entstellten,
Die dem trügen Klang den Sinn entwandt,
Zeichen nur an Zeichen träg gesellten
Und den Geist aus ihrem Reich verbannt,
Die das Wort zum Wiederhall betrogen
Und es in des Wahnsinns Reich gezogen! —

Was sonst leicht, wie eines Vogels Flügel,
Aufwärts in den lichten Aether schwebt,
Haben sie, beschwert mit Kett' und Riegel,
An der Erde Gründen fest geklebt,
Ohne Nahrung, Licht und Luft und Seele,
Ein Skelett in einer Kerkerhöhle.

Wie die Menschheit auch in stetem Ringen
Immer wieder Band auf Band zerreißt,
Immer wieder winden sich die Schlingen
Schlangengleich um Herz und Sinn und Geist,
Und der Lettern leichtgeschwung'ne Zeichen
Trotzen ärger als ein Wald von Eichen.

Auch vor einem Wort hielt Luther inne,
Stutzt' und warf das Schlachtschwert aus der Hand,
Lettern schlingen sich um seine Sinne,
Er verstößt des Freundes Bruderhand. —

Schwarze Striche sind des Glaubens Hort,
Und zum Gott wird wiederum das Wort.

Während sonst das Wort, sich den Gedanken
Schaffend, selber ihm sein Leben leiht,
Sperrt Ihr's hinter eh'rne Gitterschranken
Für das Dunkel einer Ewigkeit;
Allen Denkens fürchterlicher Mord,
Ein Gespenst — am Ende steht das Wort.

24.

Der Zug des Todes.

(Nach dem gleichnamigen Gemälde von Spangenberg in der National-Gallerie zu Berlin.)

„Wohin, mein Geliebter, wo führst Du mich her?
„Schon sieht man nicht Häuser und Bäume nicht mehr! —
„So kahl und so öde zum Grausen!“ —
„Wir müssen zum Zuge, hier kommt er vorbei!
„O Liebchen, es reißt mir das Herz entzwei!“ —
Und die Stürme sie sausen und zausen! —

Da sitzt eine Alte auf moosigem Stein,
Sie wankt mit dem Haupt und schaut blöde darein, —
So alt und so blöde zum Grausen. —
„So weit ist die Eb'ne, — so kalt ist der Ort,
„Mein Liebster, was harrst Du, was eilst Du nicht fort?“ —
Und die Stürme sie sausen und zausen.

Sie hängt ihm am Arme in bangender Pein,
So starr ist sein Körper und kalt, wie von Stein,
Und die Blicke, sie glühten und lohten. —

„Sag', Mutter, wo sind wir? O sag', was Du sinnst?" —
Sie wankt mit dem Kopfe und lächelt und grinst:
„Ich harre des Zuges der Todten!"

Da tönt es von fern mit läutendem Klang,
Durchzittert die Lüfte so weh und so bang,
Und es blitzt in dem Auge der Alten —
Dann klingt es ganz fern, wie wenn Donner ergrollt;
Da blitzt es von Eisen, von Silber, von Gold,
Und da wogt's, wie wenn Banner erwallten.

Da kommt es so langsam, so schaurig herauf,
Zum Zuge entrollt sich ein riesiger Hauf'
Mit leisen, geräuschlosen Tritten.
Und vorne, dem glänzenden Zuge voran,
Kommt ein fleischloser, blutloser, knöcherner Mann,
In der Hand eine Glocke, geschritten.

Dahinter, die Augen zu Boden gewandt,
So trüb und so trippelnd, die Hand in der Hand,
Zwei liebliche Kinderchen schreiten.
Und dahinter manch Rittersmann, trotzig zu Pferd,
Manch Bürger, manch Krieger, mit Waffen bewehrt,
Sie gehen, sie fahren, sie reiten.

Da senket der Kaiser sein mächtiges Haupt,
Der Dichter, die Stirne mit Lorbeer umlaubt,
Das Mädchen, den Brautring am Finger,

Der Bettler, der schon an die Thüren geklopft,
Der Reiche, der Säcke mit Golde gepfropft, —
Keiner größer und keiner geringer! —

„Leb wohl nun, mein Liebchen, die Stunde ist hier,
„Nun muß ich ihm folgen und scheiden von Dir,
„Es reißt mich von dannen im Fluge."
Er spricht's, und er schlingt seinen Arm um die Braut;
Die hängt ihm am Halse und wagt keinen Laut
Und schaut nach dem gräßlichen Zuge.

Er kommt näher und näher, der finstere Tod,
Aus den Augenhöhlen Verwesung droht,
Und er grinst, ob er Neues erbeutet. —
Da hebt er den Finger — Gott weiß, was er will —
Er meint wohl die Alte — das Herz steht ihr still —
Er hat auf den Liebsten gedeutet! —

Und sie fühlt, wie's ihm schaurig den Körper durchbebt,
Wie ihm Zauberkraft Arme und Füße erhebt,
Und er küßt sie mit bebender Lippe —
Und dann schwebt er dahin mit gespenstischem Tritt,
Man vernimmt keinen Laut, man vernimmt keinen Schritt,
Und — da steht er nun bei dem Gerippe! —

Die Alte erhebt ihre Hände und fleht:
„Erlöser, erhöre mein stündlich Gebet!
„Nimm mich mit zu dem Reiche der Todten!

„Meine Lieben sind fort! — Mein Herz ist verglüht, —
„Mein Geist ist erloschen — mein Körper verblüht —
„Warum ist mir das Sterben verboten!?“ —

Sein Haupt schüttelt rasselnd der knöcherne Mann
Und schwingt seine Glocke und schreitet voran
Dem Zug, der sich meilenlang windet —
Da kommen sie alle, mit wankendem Schritt,
Die Augen gesenkt, mit geräuschlosem Tritt,
Bis der letzte ferne verschwindet.

Da steht noch die Alte, da steht noch die Braut,
Und sie haben sich Auge in Auge geschaut
Und geschluchzt und die Hände gerungen.
Der Zug ist verschwunden — wohin? — und woher? —
Jetzt tönt noch die Glocke — jetzt tönt sie nicht mehr! —
Und die Eb'ne hat Alles verschlungen.

25.

Die Jagd nach dem Glück.

„Das Glück! das Glück!
„Ich will es erjagen, nun sattle mein Pferd —
„Laß Panzer und Schild nur, laß Lanze und Schwert!
„Es trägt keine Waffen, nur duftig Gewand! —
„Ich pack' es und halt' es mit siegender Hand
„Und bring' es als Braut mir, ein Freier, zurück,
„Das Glück! — das Glück!"

Und es naht ihm mit rührender Bitte sein Weib,
So sanft ist ihr Auge, so blühend ihr Leib.
„O reite nicht fort, das Glück ist ja hier!
„Das Glück ist die Liebe und wohnet bei mir!
„Du reitest von hinnen und läßt es zurück,
„Das Glück! — das Glück!" —

„Ich kenne Dich nicht mehr, ich liebe Dich nicht!"
Er spornt seinen Rappen, sie birgt ihr Gesicht;
Er sprengt nach dem Wald und den Hügel hinab —
Da trabt aus den Büschen ein grausiger Knapp',
So knöchern der Körper, der Mantel so roth,
Der Tod, — der Tod!

Und den Reiter befällt es wie Schauer und Pein,
Er sieht sich nicht um, doch es bebt sein Gebein,
Und er spornt seinen Rappen in fliegender Hast;
Ihm folgt auf dem Fuße sein knöcherner Gast
Und nickt mit dem Kopfe und lächelt und droht —
Der Tod, — der Tod!

Und sie jagen hinauf und hinab durch den Wald;
Doch auf blumiger Wiese, da machen sie Halt,
Da erschaut er ein Mädchen mit Flechten von Gold,
Das auf gläserner Kugel so flüchtig entrollt,
Und er schaut und durchbohrt sie mit siegendem Blick —
Das Glück — das Glück!

Er reitet so wild, sie gleitet so leicht,
Sie entwindet sich schnell, wenn er kaum sie erreicht,
Und sie winkt ihm so lieblich und grüßt ihn so hold,
Wie sie flüchtig auf gläserner Kugel entrollt,
Sie reicht ihm die Arme und zieht sie zurück,
Das Glück — das Glück!

Und sie kamen zur Schlucht, die den Felsen durchschmolz,
Von Ufer zu Ufer ein Balken von Holz,
So morsch und verwittert, ein schwindliger Steg,
Und daneben liegt weinend sein Weib an dem Weg.
Sie ringt ihre Hände: „O bleibe, o bleib'
„Deinem Weib! Deinem Weib!"

Und er schaut, wie das Glück ihm behende entrollt
Auf der grausigen Brücke und winkt ihm so hold:

Kaum beugt sich der Balken der schwebenden Last,
Und sein Weib hat die Zügel des Rosses erfaßt:
„Eh' stampfe Dein Roß mit den Hufen den Leib
„Deinem Weib, — Deinem Weib!"

„Hinweg mir vom Rappen!" der Reitersmann spricht.
„Ich kenne Dich nicht! Und ich liebe Dich nicht!"
Er giebt seinem keuchenden Rosse den Sporn,
Und es bäumt sich in Schmerz und in wüthendem Zorn
Und reißt sie zu Boden in schäumender Wuth —
Im Blut — im Blut!

Und der Reiter sprang auf die bebende Brück',
Da krachte der Balken, da lachte das Glück,
Da packt ihn der Tod in's Genick mit der Faust
Und schleudert' ihn nieder, vom Sturmwind umsaust:
In die Tiefe stürzt er zerschellend hinab —
Ins Grab — ins Grab!

26.

Das Märchen.

Still am Abend möcht' ich schleichen
Nach dem Wald zur Murmelquelle,
Wo ein Mädchen ohne Gleichen
Träumend wacht an heil'ger Stelle.

Aus den Augen, aus den dunkeln,
Quillt die Märchenwelt zu Tage;
Wie sie licht im Monde funkeln,
Steigt herauf die Wunder-Sage.

In die Lüfte malt sie leise
Ihrer Seele bunte Träume,
Und die alte Zauberweise
Rauschen über ihr die Bäume.

Mädchen, könnt' ich niedersinken
Dir am wonnevollen Busen,
Aus den dunkeln Augen trinken
Kinderlust und Gunst der Musen.

27.

Gottheit Natur.

Als Epilog.

Gott, Du bist die große Liebe,
Denn Du bist die große Welt,
Die in ewigem Getriebe
Sich an eignen Brüsten hält.

Liebe rauschen Deine Bäume,
Liebe bindet Stein an Stein,
Und in liebendem Geträume
Schlummert sanft das Alter ein.

Seit Du mich zum Sänger weihtest,
Meinen liederfrohen Mund
Mit dem ew'gen Stabe feitest,
Ward mir Deine Größe kund.

Denn Du bist kein Gott der Sage,
Der die Welt auf Schultern trägt
Und mit Blitz und Donnerplage
Seine Kindervölker schlägt;

Schufst Dir nicht zu Deinem Ruhme
Ein verzagendes Geschlecht,
Bebend Deinem Königthume,
Ohne eignes Lebensrecht.

Nein, Du bist die Welt, die ganze,
Die da treibt und keimt und denkt
Und mit ihres Geistes Glanze
Ihren Riesenleib durchtränkt,

Aus den hohen, aus den niedern
Theilen strebst Du auf zugleich,
Wie Du wächst mit Deinen Gliedern,
Bist Du werdend überreich.

Deine Welten malt im Kleinen
Der Atome wechselnd Spiel,
Die sich trennen, die sich einen,
Just wie Bund auf Bund gefiel.

Alles Dasein ist Bewegung —
Kleinste Theilchen, losgelöst,
Schwirren in lebend'ger Regung —
Haß und Liebe lockt, verstößt.

Ob Ideen sich lieben — hassen —
Regel in dem steten Fluß —
Zeugen sie, willst Du sie fassen,
Wahnsinn und Verstandes-Schluß.

Wenn ich diesem Sein entwandre,
Noch im Tode Dir getreu,
Treibst Du sprossend ewig andre,
Die Dich schaffen täglich neu.

Aber mich in stetem Fließen
Faßt des Strudels Allgewallt,
Stets geschäftig, umzugießen
Welkendes in Kraft-Gestalt.

Thoren hoffen eitlen Strebens
Zu entfliehn durch freien Tod —
Zu dem Tummelplatz des Lebens
Reißt sie das Naturgebot.

Durch den Nebel seh' ich funkeln
Einen goldnen Abendstern —
Nur ein heller Punkt im Dunkeln,
Eine Leuchte — ewig fern —

Dort auch zacken Berge, Thäler,
Inseln, Küsten, Meer und Land,
Ragen auf als ries'ge Mäler
Nackte Felsen, gluthverbrannt.

Dort auch mögen Völker wohnen,
Wild entflammt in Kampfeswuth,
Dort auch wälzen Rebellionen
Fürsten, Könige im Blut.

Dort auch kost in weichen Gründen
Braut und Bräutigam im Gras,
Dort auch speit aus Feuerschlünden
Donnerbomben Bruderhaß.

Dort auch schweißt man an einander
Gluth und Wasser wohl im Dampf,
Dort auch hat ein Alexander
Sich die „Welt" erſiegt im Kampf.

Dort auch ringt sich der Gedanke
Auf aus dunkelm Glaubenswahn,
Bricht durch tausendfache Schranke
Sich das Menschenvolk die Bahn.

Dort auch mag man Dichter preisen,
Groß wie Pindar und Homer,
Dort auch saust am Menschenеisen
Knechtisch schon der Blitz daher. —

Vom Triumph, vom Schmerzgewimmer
Einer Welt, von Ruhm bekränzt,
Sagt uns nur das Lichtgeflimmer,
Das, ein Punkt, am Himmel glänzt.

Selbst das Licht, das allgeschwinde,
Braucht Jahrtausende von dort,
Eh' es meine Augen finde
Von dem weltenfernen Ort.

Längst ist ein Gestirn versunken,
Und noch heute jede Nacht
Schlürfen meine Blicke trunken
Seines Glanzes Lügen-Pracht.

Aber dort, ein Nebelstreifen,
Fern am dunklen Himmelszelt,
Seh' ich schon zum Morgen reifen
Eine neue Sonnenwelt.

Erden wird sie von sich sprühen,
Wie Gedanken sprüht der Geist;
Monde werden sie umziehen,
Wie sie werdend weiter kreist.

Tausend Welten seh' ich keimen,
Die kein Fernrohr mir erhellt,
Die sich alle rhythmisch reimen
In das All der Welten-Welt.

Prächtig in erhab'nem Schweigen,
Urgrund aller Poesie,
Tanzen sie den hehren Reigen
Ew'ger Schöpfer-Phantasie.

Tausend Sonnen löschen frierend,
Ihr Planetenkranz zerstiebt;
Weiter rollst Du triumphirend,
Welt, der es kein Ende giebt.

Von Kains Geschlecht.

Eine Dichtung in Einzelbildern

von

Adalbert von Hanstein.

Berlin 1888.

E. F. Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann),
SW., Friedrich-Straße 19.

1385-6
10/7/91

Meinem lieben Freunde

Emanuel Reicher

gewidmet.

Inhalt.

Seite.

Ein Wort zuvor VII

Kain 1

1. Das Wiederſehen 18

2. Das Geſtändnis 28

3. Die Einweihung 38

4. Die Predigt 56

5. Im Bann des Wiſſens 87

Kain 101

Ein Wort zuvor.

Seitdem ich Ende vorigen Jahres zögernd und voll Mißtrauens in die eigene Kraft meine „Menschenlieder" in die Oeffentlichkeit treten ließ, sind mir so mannigfache freundliche Ermunterungen von seiten der Kritik sowohl, als auch der Leserwelt zugegangen, daß ich es wagte, an die Ausführung eines größeren Gedankens zu gehen.

Es liegt in der Natur dieses Gedankens, daß seine Spuren sowohl in den niederen als auch in den höheren Schichten der Gesellschaft aufgesucht werden mußten. Deshalb galt es, eine Reihe einzelner Bilder zu einem möglichst einheitlichen Gemälde zusammen zu gruppieren.

Sollten aber einmal Vertreter der unteren und oberen Schichten menschlicher Gesellschaft ihre Stimme in diesem Werke erheben, so war es naturgemäß

geboten, jeder Person die Ausdrucksweise zu lassen, die ihr zu eigen ist. Denn, wie der Dramatiker, so hat auch der Lyriker und Epiker die Pflicht, in gebundener Rede ebensowohl wie in ungebundener, die verschiedenen Grade der Bildung auch durch die verschiedenartige Abstufung der Sprache zum Ausdruck zu bringen. Ein Berliner Weißbierwirt kann nicht sprechen wie ein Professorensohn, ein Prediger redet anders als eine Frau aus dem Volke. Das auch in Vers und Reim zum Ausdruck zu bringen, war mein aufrichtiges Bestreben.

Möge denn „Von Kains Geschlecht" denen, welche meine „Menschenlieder" liebgewonnen, nicht unwillkommen sein, und sich selbst neue Freunde erwerben.

Berlin, 28. Oktober 1887.

Dr. Adalbert von Hanstein.

Kain.

„Hahahaha!
Höre mich lachen, lachen!
Und lache wieder in deinem höhnischen Echo,
Leeres, menschenunbewohntes, entsetzliches Erdeneiland!
O laß mich lachen, lachen über mich
Und meinen thörichten Drang
Und mein wahnwitziges, hirnverbranntes,
Wütendes Jammergefühl.
Laß mich lachen, lachen bis zu Thränen,
Und dann laß mich weinen,
Leise, ganz leise, ins grüne, flüsternde Taugras!
Laß mich tief im wonnigen Rasen verbergen
Mein thränenüberschwommenes Angesicht!
Umfächelt die Wange mir, Halme, gute, vertraute!
Ihr Käfer, die ihr über den Boden hinschwirrt,
Warum könnt ihr nicht reden, zu reden mit mir,
Der ich dürste, dürste,

Dürfte, ewiger Gott,
Nach Liebe?
Bin denn nur ich verworfen von Jugend auf?
Warum, Gott, der Du Adam und Eva schufst
Und mich zum Sohne des kummergeschlossenen Bundes,
Warum denn gabst Du mir ein die wahnwitzige Glut,
Welche, verzehrend sich und mich
Und die harmlosen Freuden der harmvollen Welt,
Hoch in mir aufgährt?
Gott! Gott!
Hilf mir, dem schwachen, ohnmächtigen Sohn
Deiner allschaffenden Größe!
Höre mich, hilf mir! —
Noch weiß ich nicht, was es ist,
Was, den Sinn mir umnachtend, furchtbar herandroht,
Aber Entsetzliches, fürchterlich Gräßliches ist es!
Wehe, ich habe versucht, sie zu lieben,
Habe geliebt sie, gequält, gepeinigt mit Liebe
Alle. —
Herr, ich hasse sie, hasse sie alle,
Hasse die Eltern, hasse — hasse den Bruder,
Und wenn der Menschen noch mehr
Lebten auf Erden,
Hassen würd' ich sie alle
Brennend und heiß und mit glühendem, kochendem Herzen!
Alle — alle!
Die ganze Menschheit!
Was ist mein Vater?
Wenn ich zu ihm kam,

Schmeichelnd, mit bittendem Auge,
Sah er mich an mit diesem umschleierten Blick,
Diesen verfinsternden Augen, ewig zum Weinen,
Ewig zu Thränen gerüstet und niemals in Thränen!
Zuckte ein Lächeln je über dieses Gesicht?
Brannte ein rechter, gerechter, wuchtiger Trotz-Haß
Je in der Brust des alternden Adam?
O nein, immer das gleiche, duldende, schwermutsfrohe,
Träumende, traurig lächelnde Sklavenantlitz!
Kannst du denn nimmer verwinden das Paradies?
Scheint es nicht stets,
Wenn er gräbt im Schweiße des Angesichts,
Ihm zu zucken durch Herz und Seele und Brust:
„„Du wirst des Todes sterben““?
Sterben! Mein Gott,
Ist denn das von den Erdenübeln das ärgste? —
Wenn ich meine Herden zur Weide trieb
Und den ganzen Tag mich über mich selbst geärgert
Und am Abend gegessen
Und schlafen mich legte,
Hab' ich einen armseligen Tag gelebt.
Gott, ich danke Dir, danke Dir heiß auf den Knieen,
Daß wir sterben dürfen. —
Und Eva?
Wenn ich als Knabe in sehnender Liebe heranlief,
Um den Hals die Arme ihr schlang, mit Küssen,
Feurigen, glühenden, sengte die zarten Wangen,
Ueber die das lichtblonde Haar so wellig,
Süß und reizend herabfließt über die Schulter,

Stieß sie mich, sanft zwar, aber zur Seite,
Zur Seite,
Wandte die holden, duldenden Engelsaugen —
O, wie ich sie hasse, die Engelsaugen! —
Wandte sie fort und sagte: „„Du Wilder, Unbändiger!
Zähme dich, Junge; da sieh deinen Bruder, den Abel!““ —
Abel! — Abel! —
Was war das! — Was ist das für ein Name! —
Abel! — Hahaha! Abel! —
So wie ich hier aufspringe vom Knie und den Boden
Stampfe mit wütendem Fuß, so hass' ich dich,
Abel! —
Wo ich ging und stand und suchte und flehte,
Immer nur Abel! —
Und wie der thörichte, gute Junge so sanft ist! —
Teufel, wär' er nicht sanft, ich haßte ihn minder! —
Just wie das schlichtblonde Haar ihm träuft von dem Scheitel,
Träuft ihm vom Munde die schläfrige, blumige Rede.
Wie sich mein Schwarzhaar wirbelt, gefegt von den Winden,
Just so flattern mir die bewegten Gedanken
Stürmisch und ehrlich.
Gleich wie der Wurm sich langsam krümmt an dem Sumpfrand,
Schmiegt sich und biegt sich sein wohlerzogenes Denken
Lügend und feige!
Wenn ich, durchglüht vom seligen Feuer des Dankes,
Aneinander schlug die sehnigen Finger
Und zum Himmel hauchte betende Flammen,
Legte jener, wie es die Mutter ihn lehrte,
Friedlich aneinander die Hände, die schlanken,

Kniet' auf dem Boden, richtet' die Taubenaugen —
O, wie haſſ' ich, wie haſſe ich Taubenaugen! —
Langſam zum Himmel und betet und betet und betet.
Ach, — ſo ſüß, — ſo ſüß —
Wie Flöten, —
Wie Amſeln, —
Tü, — tü, — tü!
Und ich muß das hören
Und ſtehe daneben,
Und in mir regt ſich nichts —
Als Ungeduld und Unmut!
Und wie oft hab' ich ihn lieben wollen! —
Wenn ich ihn ſo auf dem Acker ſtehn ſah,
Auf den Karſt geſtützt, in die Weite träumeriſch ſchauend,
Hab' ich mich oft herangeſchlichen von weitem,
Leiſe, ganz leiſe,
Und ihn von hinten umſtrickt mit den Armen
Und ihn geküßt.
Aber er wand ſich mir ſchnell aus der Hand,
Rückte die Kleider zurecht und ſcheitelte neu,
Mit der Hand es glättend, ſein langes,
Glänzendes Haar
Und ſagte zu mir: „„Du Unband!
Treib' mit deinem Vieh ſolch rohe Späße!
Warum ſtörſt du mich auf meinem Acker
Und verwirrſt mir Kleider und Haupt und Haare?““ —
Einſt als Knabe ſchon drückt' ich ihn an die Bruſt:
Bruder, laß uns Freunde ſein, ewig uns lieben! —
„„Ja,““ verſetzte er, „„Bruder, wir ſollen uns lieben! —

So will Gott es, und so gebietet's die Mutter!"" —
Soll? gebietet? Elender Garnichtserfinder!
Kannst du nicht lieben, so hasse mich recht und von Herzen!
Wie der Weg mir unter den Füßen dahinstiebt,
So soll rasen Dein Zorn! — Da lichten die Bäume sich —
Da — auf dem Anger — da liegst du! —
Er opfert, opfert — gerade zum Himmel steigt sein Rauch! —
Soll ich auch Gott noch hassen lernen, da er dich liebt,
„„Abel?"" — — —
„Kain!" —
Und vom Boden sprang Abel auf,
Wo er soeben im Traume geruht,
In die Hand gestützt den Kopf, in die linke,
Und das schlicht gescheitelte, blonde Haar
Und die Rechte vorn in die Erde gestemmt,
Dicht am Fuß des alten, schattigen Baumstamms.
„Kain!" rief er aus,
Als er ihn so daherstürmen sah,
Glührot umlaufen
Die dunklen Augen,
Wie leuchtende Kohlen,
Wallend das buschige, tiefschwarze Haar,
Sturmgepeitscht;
Schmerzgefurcht die gewaltige Stirn,
Und die mächtigen Glieder geschwellt,
Und die gewaltigen Beine im Sprung
Hüpfend über den Acker.
„Kain, was begehrst du so eilig von mir?" -
„Opfern sah ich dich, Bruderherz,"

Sagte da Kain;
Zitternd von Hohn erklang die gewaltige Stimme.
„Opfern, Bruder, wollte auch ich.
Opfern wir beide!"
Sprach es in Hast,
Kniete zu Boden hurtig,
Sammelte Steine vom Acker,
Türmte sie auf zu kleinem Altar,
Raffte die Hölzer,
Raffte die Kohlen,
Nahm einen Brand vom Opfer des Bruders,
Steckt' ihn hinein,
Blies ihn gewaltig,
Hastig und überschnell. —
Mürrisch knistert' das brennende Holz,
Und am Boden kroch der Rauch,
Langsam, träg' wie eine Schlange,
Die, von Nahrung übersättigt,
Lässig auf dem Anger hinschleicht.
Wütend sah es der bebende Kain,
Glühend funkeln die Augen auf Abel.
Himmelan stieg der lohende Rauch
Kerzengerade vom Opfer des Bruders.
Furchtbar bebte die Brust des Kain,
Furchtbar krächzend kroch es herauf,
Scholl wie Donner über das Feld:
„Abel, Abel!
Willst du mir rauben meinen Gott?"
Schreckhaft bog sich Abel zurück,

Legte die sanfte, bebende Hand,
Weiß und schlank, auf die Schulter des Kain:
„Bruder, selber trägst du die Schuld!
Allzu naß ist das grünende Holz,
Bruder!“ —
„Schweig!“ schrie Kain,
„Hast mir gestohlen,
Hast mir gestohlen
Meines Gottes Liebe und Lob!
Geh' in die Hölle!“ --
Fürchterlich zuckt's
Durch den zitternden Körper des Abel,
Als nun Kain mit geschwungener Rechten
Riß einen Brand aus dem Feuer des Bruders,
Schwang durch die Luft mit gewaltigem Bogen
Rasend den Klotz — und traf. —
„Gott, erbarme sich meiner!“
Abel wälzte sich sterbend im Blut.
„Schütze den Vater,
Schütze die Mutter!
Gott! — so jung —!“ Hier schwieg er und lag,
Lang sich streckend, im grünenden Anger.
Friedlich lag das blasse Gesicht,
Bleich wie im Leben, also im Tod.
Mit Jammergeschrei
Sank Kain zu Boden;
Weh über Weh entquoll seiner Brust.
Jäh verflog in die Lüfte sein Zorn,
Heiß wallt' ihm auf

Die lange verborgene,
Tief versteckt schlafende
Bruderliebe. —
„Abel — mein Abel!“
Klang es ihm leis' wie Gebet von den Lippen,
Schrie es ihm schmerzlich aus zuckender Brust.
An der Leiche des Bruders wälzt' er sich hin,
Faßte die kalten, starrenden Hände,
Krümmte sich, zuckend die mächtigen Glieder,
Brüllend am Boden —
Dann lag er still.
Und des Wegs kam Adam her, der Vater,
Langsam mit gemess'nem Schritt. Da hört er
Ferne den Wehruf, hält inne den Schritt,
Schaut und läuft in fliegender Hast.
„Abel, mein Sohn! —
Da liegt er, Gott — Ewiger —
Großer — Allgütiger — schmettre mich
In den Staub aus Erbarmen!“
Todbleich bückt vom Boden sich Kain.
„Vater!“ haucht er mit stockender, bebender,
Schauerlich flüsternder Stimme, „er schläft!“
Zu schwach zum Zorn, schaut der Vater ihn an,
Und Ohnmacht lähmt ihm das strafende Wort
Und den brechenden Blick.
Da zuckt ein Blitz durch das graue Gewölk,
Rasselnd gefolgt vom dumpfen Orkan
Gurgelnden Donners,
Und da steht er auf Erden,

Groß in stiller, unergründet heiliger,
Alles urgewaltig überwachsender
Ewig einziger Majestät — der Herr.
Wie Morgenrot aus den Augen ihm strahlt's,
Umnachtet von finster buschenden Brau'n,
Und wie das Trümmern stürzender Felsen
Tief in dem Bauch durchschachteter Berge
Dröhnt seiner Stimme erzener Schall:
„Kain, sag' an, wo ist dein Bruder?"
Vom Boden jammerte auf der Mörder,
Abgewandten, blutigen Angesichts.
„Töte mich, Gott!"
Feierlich tönte die Antwort des Herrn:
„Keiner, keiner soll dich töten!
Ruhlos, ruhlos sollst du wandern,
Und der Trost, der einzig echte,
Der dem siebenfält'gen Sünder
Tausendfach Erlösung läutet,
Soll dich ewig fliehn, der Tod!"
Sprach's, und Nebel umhüllte die Welt.
Weinend lag Adam am Körper des Sohnes;
Kain sprang auf und schrie in die Luft:
„Also leben soll ich und alles,
Was Du schufst auf der trocknenden Erde,
Leiden und dulden!
Leben will ich Dir ewig zum Trotz!
Tot liegt Dein sanftes Abelgeschlecht;
Ich will die Erde Dir blutig bevölkern,
Daß Du sollst zittern auf wankendem Thron!"

Rief es und flüchtete eilig davon,
Rannte über den furchigen Acker,
Unter der Bäume schattiges Dach,
Tief in des Waldes innerstes Dunkel.
An des Gebirges ragendem Fuß
Sank er ermattet in tröstenden Schlaf.
Alles entschwand ihm in dämmerndem Traum,
Sah sich zur Seite den liebenden Bruder,
Der auf die Schulter ihm legte die Hand,
Während sie beide leuchtenden Blicks
Standen in Edens herrlichem Garten.
Feierlich schön lag lieblich es da,
Frieden atmend und selige Lust,
Blumendurchduftet und quellendurchflüstert,
Sehnsuchtumflutet, das Paradies.
Ragen sah er das goldene Gitter,
Hörte der Vögel süßen Gesang
Unter dem Rauschen der wogenden Wipfel.
Kindliche Freude im schuldlosen Herzen,
Sprach er zum Bruder vertraulichen Tons:
„Abel — du Lieber" — Jäh fuhr er empor.
Traum war alles, da packt' es ihn doppelt
Heiß, das Gedächtnis unseliger That.
Auf sprang er heftig, brüllte vor Wut.
„Warum denn schufst Du die Erdenwelt, Gott?
Warum schufst Du mich so und nicht anders,
Wenn Du mich also von Stunde zu Stunde
Martern willst durch tägliche Täuschung
Bis in das Grab? —

Nein — nein —
Bis in der Ewigkeit grenzlose Wüste!
Mir und uns allen
Hast Du versagt
Wahres Erkennen,
Gabst uns nur Blindheit, Narrheit und Leidenschaft!
Ha! —
Nutzen will ich dies ewige Leben,
Holen will ich der Menschheit das Gut,
Das Du ihr grausam bis heute versagt,
Deine Erkenntnis!
Rauben will ich die Aepfel vom Baum,
Heute noch schlafen im Paradies
Oder Dich zwingen, mich dennoch zu töten!"
Und an den Felsen klomm er empor,
Rührte von unten prüfend am Stein,
Schwang sich hinauf mit geschmeidigem Fuß,
Hielt sich an Wurzeln und schwankem Gesträuch,
Klammerte fest sich am morschenden Stamm,
Rutschte hinauf zu hängenden Gipfeln,
Hüpfte behend auf dem felf'gen Geklipp,
Sprang über Gründe von kahlem Gestein
Stunde um Stunde.
Oft schon tritt er mit gleitendem Fuß
Weißliche Felder von ewigem Schnee,
Wankt auf blitzender, schlüpfriger Bahn.
Sieh, da staut sich, grünlich von Glanz,
Berghoch getürmt und zu Burgen gemauert,
Eis über Eis an!

Tief in die frostigen Spalten geklemmt,
Rutscht er hinauf in den glitschrigen Furchen,
Trümmert sich Stufen ins dröhnende Glas.
Eisig erfriert in der Brust ihm der Atem,
Stockend starrt in den Adern das Blut —
Weiter, nur weiter! —
Oben ist er. Auf dachigem Grat
Hilft er sich mühsam mit Händen und Füßen;
Gründe zur Rechten, Gründe zur Linken,
Vor ihm gedehnt in die nächtliche Weite
Fluren und Felder von glitzerndem Eis,
Drüber des Himmels schweigendes Grau,
Und die Stille des Todes ringsum.
Sieh, was durchfunkelt da ferne die Nacht?
Glänzende Stäbe
Goldigen Gitters,
Wonneverheißende
Strahlen herauf!
Plötzliches Leben durchbrennt seine Brust,
Hoch auf dem Eise schnellt er empor,
Richtet zum Himmel die drohende Faust,
„Gott nun ring ich mit Dir um den Preis!"
Flüchtigen Fußes
Stürzt er dahin
Schlägt in das Gitter die sehnige Faust,
Blickt durch die Spalten spähend herein
In den seligen, taufrischen Garten.
Feierlich schön lag lieblich er da,
Frieden atmend und selige Lust.

Hinter dem goldig glänzenden Gitter
Tönte der Vögel süßer Gesang
Unter dem Rauschen wogender Wipfel.
Herrliche Luft und wärmender Hauch
Schmeichelten sanft ihm um Haare und Wangen.
Fest die Stirn an das Gitter gepreßt,
Blickt er hinein mit gierigen Augen.
Sieh, da senkt die beladenen Aeste,
Brechend von Obst, der ewige Baum —
„Drauf!“
Krampfig umkrallt er die sprossenden Stäbe,
Biegt sie — sie beugen sich — brechen — zerkrachen! —
Donner grollt auf —
Verschwunden ist alles —
Einsam steht er im rauschenden Wald,
Hält in den Händen zerbrochne Schößlinge
Jähriger Buchen,
Und aus den Wolken schallt es herab:
„Das ist dein
Und deines Geschlechtes
Schicksal!“

Jäh fuhr ich auf aus schreckendem Schlaf,
Wüst war mir zu Sinn,
Und ich griff mit fiebernder Hand
Nach der brennenden Stirn und den pochenden Schläfen,
Denn aus dem Dunkel glühte mir auf,
Die Sinne verwirrend
Und das Herz erfüllend mit zagendem Graus,
Ein furchtbares Antlitz,
Das ich soeben,
Traumnachtumsponnen,
Bebend erschaut im nächtlichen Dunkel, —
Kain! —
„Hebe dich von mir,
Affender Trug,
Hebe dich von mir, Spukgestalt meiner Sinne!“
Rief ich,
Aechzend im Alp mit stockender Sprache.
„Warum kleidest du dich in Menschengestalt,
Der du ein Mensch nie warst mit menschlichem Fühlen?

Denn wer den eigenen Bruder erschlägt,
Trägt nur zum Schein den Bau der menschlichen Glieder,
Und dich stellte spöttischer Aberwitz
An den Anfang der liebedurchfluteten,
Heiligen Schöpfung.
Selber der Mörder,
Der die blutende Faust seinem Opfer entwindet,
Der dem Richter ins Antlitz lacht und dem Recht,
Wendet sich schaudernd von dir,
Brudertöter!" —
Aber sie stand
Unbeweglich, die starre Gestalt;
Hohn glitt ums Antlitz,
Und so sprach sie mit klirrender Stimme die Worte:
„Träumender Thor,
Gehe hinaus in die Welt und öffne die Augen!
Wenn du vom Morgen zum Abend die Erde durch-
schweifst,
Findest du überall
Meines Gleichen!
Und so lang' ihr noch liebt und sehnt und strebt,
Und, wie ich, nach göttlichen Zielen euch eifert,
Werdet ihr ringend nach Allzugewaltigem,
Brüder vernichten, denn Menschensöhne sind Brüder!
Steige hinab in der Armut dunstige Höhle,
Wo sich noch frei und natürlich die Menschen begegnen,
Und du findest der Liebe den Haß vermählt

Durch Eifersucht.
Schwinge dich auf zu den herrlichen Himmeln der Kunst!
Nicht mehr morden sie dort mit Eisen und Stahl,
Aber sie töten den Geist ihrer irdischen Brüder,
Ihn als ein Opfer zu schlachten der furchtbaren Herrin.
Stürze dich dann in den Strudel der lärmenden Welt,
Blick' auf die Großen,
Welche die Menschheit zu höheren Zielen geleiten!
Ihrer kleineren Brüder jammernde Schar
Malmt ihr Fußtritt.
Fordere selber die Priester der Liebe hervor,
Welche nichts wollen, als Glück und Segen begründen!
Heische den Hüter der Wahrheit vor dein Gericht,
Welcher sich müht, den Blinden die Augen zu öffnen —
Liebe selber wird Brudermord! —
Und dann laß der Weltgeschichte
Ewiges Werden
Gleiten vor deinem Aug',
Und du findest, mir gleichen gerade die Kühnsten,
Denn sie stammen von Kains Geschlecht!"

1.

Das Wiedersehen.

Eine Weiße für jeden und jedem 'ne Wurst!
„Wir haben geschafft, haben Hunger und Durst."
Der eine sprach es, und beide lachten
Und setzten sich hin, daß die Stühle krachten.
Der Wirt indessen, behäbig und schwer,
Er schob sich hinter dem Schenktisch daher
Und füllte die Gläser, die ungefügen,
Mit schäumendem Weißbier aus steinernen Krügen
Und fischte die Würste aus dampfendem Kessel
Und trug sie den Gästen und rückte die Sessel
Und stemmt' auf den Tisch die Hände, die feisten,
Und sah, wie die Männer tranken und speisten,
Und schien mit seinen fettfreudigen Augen
Das Beste aus Gläsern und Tellern zu saugen.
„Was schafft die Frau Wirtin?" — „Ich danke, so leidlich!" —
Er setzte sich nieder und dehnte sich weidlich.

„Es wird nun heute ein rundes Jahr,
Da stand ich neben ihr an dem Altar;
Denn vordem ging sie mit meinem Bruder.
Gott verzeih' dem verkommenen, nichtsnutzigen Luder!
Der war g'rade heimgekommen vom Wandern
Und dünkte sich besser als alle die andern.
Zum Handwerk hielt er sich viel zu gut,
Nach höheren Dingen stand ihm der Mut.
Ich sollte verdienen, er müßte studieren,
Ein großes und furchtbares Werk zu vollführen.
Was weiß ich, was er noch alles schwatzte,
Wovon mir beinahe der Schädel zerplatzte.
Gutmütig bin ich ja immer gewesen,
Ich habe geschafft, und ihn ließ ich lesen.
Er ist ja auch meiner Mutter Sohn.
Doch hatt' ich davon des Teufels Lohn.
Bei allem wollte er mich bekritteln
Und lief mir herum in den schmutzigsten Kitteln,
Bis Tag und Nacht über Büchern er hockte,
Daß beinahe das Blut in den Adern ihm stockte.
Die arme Liese, die hat er gequält,
Ihr Namen und Lieder aufgezählt.
Gedichte mußte sie lernen und lesen,
Anstatt zu hantieren mit Kochtopf und Besen.
Von seinen Reden verstand sie kein Wort,
Doch hörte sie zu, und er predigte fort
Und schwatzte von Reichstag und Reden und Rechten,
Vom „König der Arbeit" und „Bettlerknechten,"
Und schleppte herum sich mit Schriften und Zetteln

Und konnte doch selbst nichts als saufen und betteln.
Des Abends kam er herüber zu mir
Und schwatzte mit jedem, der's wollte, beim Bier.
Und was er da hinten zusammenstudiert,
Das hat er hier vorne herausrenommiert.
Und alles das in meinem Lokale!
Da riß die Geduld mir mit einem Male.
Ich nahm ihn mir ordentlich ins Gebet:
Wie verlottert der Schlingel da vor mir steht!
Du jagst mir die ehrlichen Kunden heraus
Und schaffst mir die Polizei in das Haus!
Geh hin zu meinem Vetter, dem Schneider,
Und hole auf meinen Namen dir Kleider!
Ich gebe dir hundert Thaler in Geld,
Und dann mach' fort in die weite Welt! —
Das hab' ich gethan, und da ist er gegangen.
Der Himmel weiß, was er angefangen!
Die Liese, die wollte ihn erst nicht verschmerzen
Und weinte und flennte von Liebe und Herzen;
Doch hat sie gelernt, ein sicherer Grund,
Ein solides Geschäft ist auch kein Hund.
Und heute wird's nun eben ein Jahr,
Daß beide wir standen an dem Altar.
Und hat mein Bruder da draußen Glück,
Und kommt er mir einmal verständig zurück
Als wackrer Kerl und richtiger Junge,
Und hat er bezähmt die geschwätzige Zunge,
Dann soll er sich setzen am Tische zu mir
Und essen und trinken und schlemmen wie Vier.

Doch kommt er verlumpt und zerrissen und faul,
Und hat er noch immer das große Maul
Und redet mir klug und schimpft wie ein Pastor,
Dann werf' ich ihn selber hinaus auf das Pflaster."

Sie schwatzten und lachten und brummten: „Hast recht!
Der war für die Liese noch lange zu schlecht!"
Und wußten sich viel, daß sie fleißig geschafft,
Und prahlten mit Klugheit und Arbeit und Kraft,
Und daß nur ein richtiger, tüchtiger Mann
Heutzutag einen Platz wie sie füllen kann;
Und tranken ein Schnäpschen und immer noch ein',
Und Gäste klappten heraus und herein,
Bis endlich in dunkelnder Mitternacht
Der Wirt seine Thüre ins Schloß gebracht. —

Da klopft es noch leise; er öffnet die Spalte,
Er hört eine Stimme, die leise verhallte,
Und sieht im gelben Laternenlicht
Ein blasses, bekanntes Angesicht.
Wirr hängt ihm das lange, strohbleiche Haar,
Und nur die Augen so jugendlich klar!
„Ein Bettler! Ich gebe nichts ohne Verkauf!
Doch frierst du, so trink einen Schnaps und dann lauf!"
Da tritt er herein, der junge Gesell;
Die Glieder sind straff und bewegen sich schnell,
Die Augen sprühen so lustigen Blitz.
„Du kennst mich nicht, Bruder? Ich bin ja der Fritz!" —
„Mein Bruder, Herr Gott, was ist denn geschehen?

Was kommst du? Was willst du?" — „Dich wiedersehen!
Ich hab' eine tüchtige Reise gemacht
Und will dir berichten die ganze Nacht.
O wenn du nur wüßtest, wie weit wir waren!
Was hab' ich gesehen, was hab' ich erfahren!
Jetzt hab' ich gelernt, jetzt kann ich erzählen;
Sie sollen mich gleich in den Reichstag wählen.
Du sollst mir heute noch weinen und lachen!" —
„Erst sag' mir, wo hast du dein Geld und die Sachen?" —
„Zum Teufel sind sie. Es kostet Geld,
Das Reisen auch in der neuen Welt.
Doch laß nur, ich habe dir nichts verschwendet,
Deine Thaler hab' ich mit Zinsen verwendet.
Ich hab' es gesehen, war selber da
In dem freien Lande Amerika.
O lieber Bruder, was sind wir für Thoren!
Was hab' ich für Zeit und für Mühe verloren!" —
Da fiel ihm der andere bitter ins Wort:
„Das geht bei dir dein Leben so fort!
Ich hab' es nun satt, du magst jetzt gehen,
Es soll dir niemand im Wege mehr stehen.
Aber lieber laff' ich mich henken,
Statt dir noch einmal zu borgen und schenken!
Ich mag dir nur hungrig die Thüre nicht weisen.
Da setz' dich und nimm dir vom Bier und den Speisen,
Und dann — ich will dich nicht länger kennen,
Du Schande der Mutter!" —
Da sieht er erbrennen
Des jüngeren Wange und glühend sich röten:

„Ich hab' deine Thaler nicht länger vonnöten!
Dir werf' ich sie hin, mir sind sie zu schlecht;
Doch mich zu verhöhnen, hast du kein Recht.
Was weißt du, was ich mir geträumt und gedacht,
Und was mich so groß und so glücklich gemacht.
Dein Geld und dein Gut und dein Haus lass' ich dir;
Meine Liebe, mein Herz und mein Glück lass' du mir!
Mit Lumpen am Leibe und leichtem Gewissen
Will ich all deine Herrlichkeit lachend vermissen,
Mir baut sich dafür eine marmorne Halle
Mit Glück für die Menschheit und Segen für alle.
Sie steht nicht auf Erden, sie ist nicht aus Steinen;
Sie lebt in Gedanken, und die sind die meinen.
Sie keimen mir abends in dämmernder Stunde
Aus innersten Herzens tief-heiligstem Grunde.
Und was mir die Gottheit ins Herz gelacht,
Des hast du mit deinem Golde nicht Macht.
Meine Schätze sind heilig für Räuber und Diebe,
Mein Gut ist die Wahrheit, mein Gott ist die Liebe.
Wie Christus, ein Bettler, gewandert auf Erden,
So will ich ein König im Lumpenkleid werden,
Und tragen will ich die ew'gen Gedanken
Durch die Welt und über der Länder Schranken,
Und wenn der Erde ein Frühling lacht,
Ein neuer, den sie sich selber gemacht,
Wenn Freiheit und Liebe die Welt durchfließen,
Dann will ich lächelnd die Augen schließen.
Und sterbe ich, ehe die herrliche Zeit
Uns alle vom Gold und den Lastern befreit,

So will ich doch lächelnd mit letztem Behagen
Euch allen ein fröhliches Schnippchen noch schlagen!
Nur eins ist mir nötig und nicht zu entbehren;
Doch das könnte selber mein Feind mir nicht wehren.
Es ist schon mein eigen durch heilig Versprechen;
Nur Tod kann die ewigen Bande zerbrechen.
Es bleibe der einzige Lohn meiner Plage
Ein Weib, das mir schmücke des Lebens Tage.
Sie soll von der Stirne die Falten mir streichen,
Die Härte des Lebens mir fühlend erweichen.
Ich weiß es, nie hat sie mich ganz verstanden,
Doch nur um so fester die Herzen sich banden.
Sie ahnt nur das Hohe, das deutlich ich sehe,
Sie staunt und bewundert, wo klar ich verstehe,
Natur ist bei ihr, was ich mühsam erlernte,
Zu eigen hat sie, was ich säend nur ernte.
Was mir sich mit Wildheit und Ehrgeiz paart,
Ist sanft und ist milde in ihrer Art.
Aber du bist verächtlich für mich und für sie;
Wir Brüder verstehen uns nimmer und nie.
Nur wenn wir uns trennen, das wird unser Glück,
Und was ich dir schulde, das zahl' ich zurück.
Dann trinke du selbst, was du selber gebraut! —
Nur eines noch sag' mir: „Wo ist meine Braut?"

Die war nun soeben ins Zimmer geschlichen,
Die Haare gelöst und die Wangen erblichen.
So schaut sie und lauscht sie gespannt auf den Zehn,
Die ganze Gestalt nur ein fieberndes Sehn.

Da erblickt sie der Jüngling und breitet die Arme
Und eilt auf sie zu in seligem Harme.
Schon will sie berauscht an die Brust ihm sinken,
Da hält sie der Wirt mit der fleischigen Linken
Und zieht sie ans Herz und ruft: „Da schau!
Die Liese ist seit einem Jahr meine Frau!“
Da erbebt der Körper des Jünglings, des schlanken,
Es erblaßt sein Gesicht, die Kniee wanken;
Es wogt ihm ein Wirbelsturm durch das Hirn,
Er schlägt sich die Faust vor die brennende Stirn.
Es ist ihm, als hätte der Bruder ihn
Mit schadenfroh teuflischer Lust bespien,
Den Brunnen, der ihm aus dem Herzen gesprudel,
Voll silbernen Wassers, mit Dinte besudelt,
Als sei er mit Stiefeln herumgetreten
Auf seines Gartens blumigen Beeten,
Als hätt' er ihm recht mit rohem Behagen
Mit der Faust so mitten ins Antlitz geschlagen,
Als hätte der Reiche dem Armen das Letzte
Gestohlen, daran sich sein Herz ergetzte.
Wie wußt' er sich selber so groß und so rein!
Wie schien ihm der Bruder so kläglich gemein!
Da knirscht ihm die Wuth herauf aus der Seele
Und geifert in Worten aus zitternder Kehle:
„Du Lügner, du hast mir mein alles gestohlen,
Und darum soll mich nun der Teufel holen?
Und darum hast du mich fortgeschickt
Und dabei so treuherzig mich angeblickt?
Und dafür die lausigen hundert Thaler?

Du heuchlerischer, gemeiner Prahler!
Du elender Wicht, du Bube, du Schuft!"
Da versagt ihm die Stimme, versagt ihm die Luft.
Ein Schrei will schier seinen Körper zerbrechen,
Gefolgt von wütenden Thränenbächen.
Er wirft auf den Bruder sich dröhnenden Falls
Und krallt ihm die Finger um Kehle und Hals
Und schüttelt ihn wütend in rasendem Grimme.
Der ringt nach Worten mit röchelnder Stimme,
Indes mit den Händen die Luft er durchficht
Und das Blut ihm steigt in das feiste Gesicht.
Das glüht wie im Fieber, wie blutig geschlagen.
Da plötzlich wird es so weiß wie sein Kragen,
Und die Augen verdreht, den Mund weit offen,
So sinkt er zurück, vom Schlage getroffen.

Und Liese sinkt nieder am Körper des Gatten
Mit gellendem Schrei und jähem Ermatten. —
Der Bruder stand still mit bebendem Munde,
Ihm war es, als drehte die Welt sich im Runde.
Der Schenktisch, der Schrank, mit Gläsern bebordet,
Sie schienen zu schreien: „Du hast ihn ermordet!"
Ihm war es, als müßt' er in Stücke sich reißen,
Mit Zähnen die eigenen Glieder zerbeißen,
Als müßt' er den Kopf an der Mauer zerrennen,
Als wär' es ihm wohlig, im Feuer zu brennen,
Als müßte er laufen ans Ende der Erde,
Und doch stand er still mit eis'ger Geberde.
Wie Marmor hingen die bleischweren Glieder,

Wie Gitter ſtarrten die Augenlider,
Wie angenagelt glotzt' die Pupille,
Ohnmächtig erlahmt der lenkende Wille.
Es flüſtert ſein Herz ihm, ein heimlicher Sprecher:
„Noch eben ein Chriſtus und jetzt ein Verbrecher!"
Da beugt ſich die Lieſe vom Boden herauf
Und ſchlägt zu ihm ihre Augen auf,
Von Schrecken entſtellt, von Thränen gerötet:
„Du ſchlechter Menſch, du haſt ihn getötet!"
Und wie ein Zauber plötzlich zerrann
Von Herzen und Gliedern der lähmende Bann.
Das Leben ihm wild durch die Adern ſchnellt,
Auf ſchreit er, daß es die Luft durchgellt:
„Ich habe die Gottheit zu Schanden gemacht!"
Und ſtürzt ſich hinaus in die ſternloſe Nacht.

2.

Das Geständnis.

Allein, ohne Lieben — und doch vermählt —
O wie das nagt, o wie das quält! —
Am Fenster steht sie — der Abend sinkt nieder,
Ihr klingen im Herzen vergessene Lieder,
Sie fühlt ihn so dicht an der Seite sich stehen,
Die Wangen umhaucht's ihr wie trauliches Wehen.
Sie möchte die Hand auf die Schulter ihm legen —
Sich schmiegen an ihn voll Liebe und Segen —
Doch war's nur ein Traum — er kann ja nicht bleiben,
Er liebt nur die Arbeit — muß schreiben — und schreiben!
Sie späht an der Thür durch die Enge der Ritzen
Und sieht ihn am Schreibpult drinnen sitzen.
Doch leise! Nur leise, um ja nicht zu stören,
Um nicht seine polternden Worte zu hören!
Wie war er so sanft und so gut vor der Ehe,
Wie thut ihr sein Zürnen und Schelten nun wehe!
Weich war seine Stimme und milde sein Ton,
Nun ist ihr ein freundlicher Blick schon ein Lohn.

So wirbelt's durchs Herz ihr, doch stumm bleibt der Mund.
Wie ist ihr im Innern so weh und so wund!
Es fällt durch die Spalten ein gelblicher Schimmer:
Der Schein seiner Lampe im anderen Zimmer.
Dort stützt er am Schreibtisch das Haupt in die Hand,
Den Blick auf die blitzenden Bogen gebannt.
Es wogt ihm durchs Herz wie Dichten und Schaffen —
Kein flüchtiges Wort kann die Feder erraffen.
So leer ist sein Haupt, seine Wünsche, sie schwanken,
Verwirrt sein Gemüt und verweht die Gedanken!
Fort wirft er die Feder und faßt nach den Büchern,
Den Tisch überhäufend gleich Decken und Tüchern.
Er greift einen Band heraus aus der Mitten;
Noch sind seine Bogen nicht aufgeschnitten.
Er langt sich das Messer, die Blätter, sie rauschen,
Die Frau nebenan beginnt wieder zu lauschen.
Sie horcht, wie das Messer die Seiten durchspreitet,
Sie ahnt, wie sein Blick jedes Blatt übergleitet.
Sie lauscht auf sein Atmen, auf jede Bewegung,
Ihr ist, als vernimmt sie des Herzens Regung.
Ihr ist, als hört sie ihn lesen und denken
Und tief in den Geist sich des Buches versenken.
So ist eine Stunde zur Hälfte vergangen,
Eine Ewigkeit schier ihrem Sehnen und Bangen.
Indes hat das Mädchen die Mahlzeit bereitet
Und über den Tisch die Decke gebreitet
Und klappernd die Gläser und Teller gesetzt
Und das Bier und die dampfenden Schüsseln zuletzt
Und ist in die Küche zurückgeschlichen.

Die Hausfrau ist wieder zum Fenster gewichen,
Nun kehrt sie zurück zur Thüre und blickt
Ganz nah durch die Spalte hinein und erschrickt.
Er lehnt sich zurück in den Sessel und hält
Das Buch nur noch schlaff, sein Gesicht ist entstellt,
Es bohren die Augen sich stier in das Blaue,
Als ob er sich fürchte, als ob es ihm graue.
Ein Seufzer durchschüttert die schlotternden Glieder, —
Das Buch fällt klatschend zur Erde nieder. —
Auf stößt sie die Thür und fliegt eilends herein:
„Mein Erwin, was ist dir? — o zürne nicht — nein —
Ich ängstige mich — du darfst mich nicht schelten.“ —
Auf schlägt er die Augen, so sanft, wie nur selten
Und blickt sie so freundlich und gütig an:
„Komm her! Komm zu mir! komm zu deinem Mann!“
Sie fliegt auf ihn zu entzückt und beseligt;
Schön ist es gehorchen, wer also befehligt.
Sie legt ihm die Arme um Schulter und Nacken
Und preßt ihm die Wange an Schläfe und Backen.
„Was ist dir, mein Guter, — mein Lieber — mein Bester?“ —
„Krank bin ich, — sei du mir barmherzige Schwester!
Sieh hier, nun hab' ich von früh bis spät
Auf einer geschorenen Wiese gemäht
Und hab' aus vertrockneten Brunnen gepumpt
Und bin selber an Geist und Seele verlumpt.
Wie hab' ich gekämpft und wie hab' ich gerungen!
Nichts ist mir geglückt! Nichts ist mir gelungen! —
Da greif' ich das Buch eines thörichten Knaben,
Den wir Freunde geneckt und gehänselt haben,

Den wir alle in unserm albernen Kreis
Verlacht und verspottet — der Himmel weiß! —
Er verkehrte bei deinem Onkel im Hause,
War stets beim gewohnten Geburtstagsschmause.
Wenn wir alle uns Stühle herumgerückt
Das Gretchen mir herzlich zugenickt,
Dein Onkel, der würdige Doktor, der steife,
Sich angeschmaucht seine lange Pfeife,
Die beiden Mädchen die Arbeit genommen,
Der Knabe endlich zur Ruhe gekommen,
Und wenn ich ein Buch aus der Tasche zog
Und schnell meine Liederchen überflog,
Ein nagelneues zum Vorschein brachte,
Und Gretchen nickte und weinte und lachte
Und ganz nur für mich zu leben schien —
Dann hörten wir plötzlich die Klingel ziehn,
Dann kam er herein, und wir stießen uns an:
„Ob der auch wohl Verse machen kann?“ —
Er sagte nicht ja und sagte nicht nein,
Er setzte sich hin und sah trotzig darein.
Der Onkel, der Doktor, lächelte blos
Und nickte ihm zu und sagte: „Los!“
Dann flog es von Witzen und tollen Geschichten,
Doch waren sie flach, und ich lachte mit nichten. —
Nun les' ich sein Buch und staune und bebe! —
Das, was mich verzehrt, — was ich mir erstrebe,
Hier steht es, als hätt' es der Junge sich droben
Direkt vom Himmel heruntergehoben.
Das ist nicht gereimt und in Verse gegossen,

Ist lautere Seele, in Lieder zerflossen.
Das ist nicht entsprungen aus irdischem Geist,
Ist größer, als was uns das Göttliche heißt.
Ein Funke schon wäre mir selige Wonne,
Und hier ist die ganze allmächtige Sonne!
Ich wollt' ihn verachten, bekritteln, verkleinen —
Ich kann nicht — ich kann nur bewundern und weinen."
Und heiß aus den Augen kam's ihm gequollen,
Als sei seine Seele zu Thränen geschwollen,
Als haben sie dort sich gestaut und gesammelt,
Seit Jahren sich selber die Thore verrammelt.
Die Gattin umschlingt ihn mit liebenden Armen;
Los reißt er sich: „Fort! Ich will kein Erbarmen! —
Und so ein armseliger, alberner Wicht,
Der mit Worten sticht und mit Witzen ficht!
Er wußte ein Held sich bei Mädchen und Damen,
Sie gaben ihm große, unsterbliche Namen;
Doch waren wir Männer später allein,
Dann brach seine Herrlichkeit krachend ihm ein,
Man verlachte sein Reden, das ungescheite.
Dann macht' er sich fort und schlich sich bei Seite.
Nichts wußt' er von Größe, von Arbeit, vom Lieben! —
Doch wer diese flammenden Lieder geschrieben,
Der hat sie selber gelebt und gefühlt,
Dem hat Verzweiflung die Brust durchwühlt.
Und ist das nur Trug und eitler Schein,
Dann möchte der Teufel ein Dichter sein!
Dann pack' ich mein Hab und mein Gut zusammen
Und werfe das Fetzengeschmier in die Flammen!" —

Und sieh! — er schaut seine Frau, welche leise
Das Buch sich genommen nach ihrer Weise.
Sie blickt auf den Titel, sie liest seinen Namen —
Was nicht für Gedanken ihr gingen und kamen! —
Sie durchblättert die Seiten, und über die Lieder
Leicht schwebend gleitet ihr Blick hernieder.
Blaß wurden die Wangen, ihr Herz wurde weich:
„Wie war seine Seele so groß und so reich!"
Auf den Schreibtisch drückt sie das Buch bewegt,
Indem sie die Hand auf die Schulter ihm legt:
„Verzweiflung hat sie ihm eingegeben!
Mir gelten die Lieder, ich war ihm sein Leben.
Er hat mir viel glühende Briefe geschrieben.
Ich sagte ihm nein, ich konnt' ihn nicht lieben."
Und sprachlos starrte der Gatte sie an,
Der die Thräne über die Wange rann,
Breit wird sein Mund, bis er gellend lacht:
„So hab' ich ihn selber zum Dichter gemacht."
Sie blickt nach ihm hin mit geschloss'nen Lidern:
„Was glaubst du, was würde er selbst dir erwidern,
Wenn er jetzt uns könnte behorchen und lauschen?
Er würde heute noch gern mit dir tauschen!
Er hat nicht für Ruhm und für Ehre gedichtet —
Sein Herz war auf eins nur, auf Liebe gerichtet.
Das trägt er nun mit sich herum durch die Welt.
Sein Leben ist leer, seine Lust ihm vergällt.
Und trüge der Ruhm ihn auch himmelwärts,
Er selber verginge vor Kummer und Schmerz.
Dir ist doch dein Herz noch gesund geblieben. —

Ich möchte so gerne dich lieben — dich lieben!
Ich bin ja des Tages bis tief in die Nacht
Um dich nur und einzig um dich nur bedacht!
Du hast gebuhlt um anderer Gunst,
Du liebtest viel mehr als mich deine Kunst,
Sie durfte bei dir am Schreibtische sitzen —
Ich darf ja nur schauen durch Spalten und Ritzen.
Oft schleich' ich mich leise herbei auf den Zehen,
Sonst müßt' ich vor einsamer Weile vergehen.
Dein Tag gehört dem schrecklichen Weib,
Der Frau ohne Liebe, der Frau ohne Leib.
Du betest zu ihr, du rufst ihren Namen,
Du lauschst ihrem Wort, du horchst auf ihr Amen,
Und doch ist die Kunst nur Gedanke und Traum,
Und willst du sie schildern, so kennst du sie kaum.
Und ich bin doch wirklich dir Gattin und Frau,
Verliebt und verlobt dir in heiliger Trau!
Ich bin doch ein Mensch zu fühlen wie du,
Zu trösten, zu stärken, zu lieben dazu!
Ich kenne auf Erden nichts Größ'res als dich,
Um dich nur, um dich nur drehte ich mich! —
O laß von dem Wahn und den eitlen Gedanken!
Ich mache gesund den Geliebten, den kranken.
Wir haben ja Güter, wir haben ja Geld,
Zu leben in Freude, wie uns es gefällt.
Komm, komm, versprich in die Hand mir es heute,
Daß dieser Tag Glück für uns beide bedeute:
Die falsche, die zweite sei heute vertrieben,
Nun wollen wir beide uns inniglich lieben!"

Sie sah ihm ins Auge so freudig, so strahlend,
Ein Glück sich im Geiste, ein seliges malend. —
Er schaute zu Boden, es drückte ihn nieder,
Es fuhr ihm schier wie ein Krampf durch die Glieder,
Auf schlug er die Augen, sie schauten nicht liebend,
Sie schauten verwirrt und die Sonne zerstiebend.
Er schien mit sich selber gewaltig zu kämpfen,
Um das Feuer der Wut in sich niederzudämpfen.
Doch plötzlich brach es in Worten heraus:
„Nein, nein! Auch damit ist es nun aus!
Unglückliche Frau, du hoffst noch und glaubst,
Und weißt nicht, daß du das Letzte mir raubst,
Das letzte Geheimnis, das tief auf dem Grunde
Des Herzens mir lag bis zur heutigen Stunde,
Das mich oft an den Rand der Verzweiflung gebracht
Und in eigenen Augen zum Schurken gemacht!
Von heute an darf ich nicht länger mehr lügen —
Laß uns schlürfen das Gift mit gierigen Zügen!
Dich tötet der Schmerz, mich tötet die Reue;
Ich gab dir das Schlimmste für Liebe und Treue,
Das Schlimmste, was es auf Erden dir giebt:
Ich habe dich niemals, niemals geliebt!“
Sie steht — es schwinden ihr Sinne und Wille.
Das hatte sie schaudernd geahnt in der Stille.
Sie weiß nicht mehr, was um sie her geschieht,
Sie weiß nicht, ob sie noch hört und sieht,
Sie fühlt nur das eine so schmerzend und heiß,
Daß sie nun das Entsetzliche wirklich weiß.
Er lehnt sich ans Fenster mit sinkendem Leibe

Und preßt seine Stirn an die gläserne Scheibe:
„Wohl hab' ich gewußt, was Liebe hieß,
So lang' ich noch nicht vom Gretchen ließ.
Ich brachte ihr ein Lied, wenn ich zu ihr kam,
Und ein Lied nahm ich mit, wenn ich Abschied nahm.
Wir waren's gewiß, uns nimmer zu scheiden;
Doch sagte es keiner je von uns beiden.
Da war es, als jener Drang mir erwachte,
An den ich bis dahin ahnend nur dachte.
Es flog mir ein Sehnen durch Herze und Sinnen,
Die Welt mir, die Welt mir im Lied zu gewinnen.
Was Großes und Herrliches lebte auf Erden,
Das sollte mir Kunst und mein Eigentum werden!
Und wachsen sah ich das Werk und schwellen,
Und Stein auf Stein zum Bau sich gesellen,
Und alles Irdische schrumpfte mir ein,
Und Gretchen schien mir so winzig und klein.
Es riß mein Begehren zu jeglicher Stunde
Den Schlaf mir vom Lager, den Trank mir vom Munde;
Es warf mich umher ohne Rast und Ruh
Und wirbelt' mir Tropfen der Ewigkeit zu.
Wild riß es mich fort von Stufe zu Stufe,
Untauglich ward ich zu jedem Berufe,
Wie ein Dämon schritt es hoch vor mir her,
Doch lag's auf den Schultern mir zentnerschwer.
Wenn ich eine Stunde mich losgerissen,
So schlugen wie sündig mir Herz und Gewissen.
Ich habe gekämpft wie ein wackrer Held,
Und mein Feind war das elende, nichtige Geld! —

Da kamst du — ich sah es, du liebtest mich sehr,
Ich war meiner Sinne nicht mächtig mehr, —
Warst schön, warst reich und warst so gut,
Deine freundlichen Blicke machten mir Mut —
Da hab' ich um Gold dir Liebe gelogen!
Da hab' ich um Gold mein Herz betrogen!" —
Da hört er ein Schreien — er achtet es nicht,
Er kehrt in die Nacht sein bleiches Gesicht:
„Von Stund' an war's mit dem Dichten vorüber —
Die Liebe schwebte nicht mehr darüber.
Der andre ward groß, dem ich alles genommen,
Und ich bin in Hülle und Fülle verkommen
Und habe drei Jahre lang früh und spät
Auf geschorenen Wiesen Gras gemäht,
Und hab' aus vertrockneten Brunnen gepumpt
Und bin selber an Geist und Seele verlumpt!" —
Er blickte sich um — längst war sie gegangen,
Kein Wort mehr hatte sie aufgefangen;
Fern schlug sie zu die Thür ihrer Kammer
Und ließ ihn allein in trocknem Jammer. —
„Meiner Gottheit hab' ich zwei Opfer geschlachtet —
Sie schickt mich davon — sie hat mich verachtet!"

3.

Die Einweihung.

Sie saßen beisammen in traulicher Nische
Am runden, schwerfälligen, eichenen Tische.
Sie klappten die Deckel von steinernen Krügen
Und tranken das Bier in prüfenden Zügen
Und sahen mit wichtigem Kennergucke
In den goldbraunen Trank nach jedem Schlucke.
Und wechselnd füllte der Kellner neu
Die Krüge mit Hacker- und Spatenbräu;
Denn beides mußten die Herrn erproben,
Um dann das Beste herauszuloben. —
Beim Henkel ergriff sein Glas Herr Haller
Und sprach: „Meine Herrn, das Wohl Ihrer aller!"
Und schlürfte bedächtig mit guter Art
Und wischte sich freundlich behäbig den Bart,
Den doppelt geflügelten, würdigen, grauen,
Indes seine Augen behaglich schauen

Hervor aus der Brille im Rahmen von Gold,
Deren Bügel die römische Nase umrollt.
Er ließ seine Blicke die Runde durchschweifen,
Den ganzen, weiten Raum überstreifen.
Erst schaut er die hölzernen Stufen hinab,
Die aus der Nische führen bergab,
Und dann in die Räume zu beiden Seiten,
Die rechts und links sich hinüberbreiten,
Durchpflanzt mit Beeten von Stühlen und Tischen
Und großen, hölzernen Säulen dazwischen,
Die geschnitzt und verziert zum Himmel ragen
Und die bunte, gekehlte Decke tragen
Auf Balken, welche von beiden Enden
Sich binden mit den getäfelten Wänden.
Er sieht die Mauern mit Schnörkeln beschneit,
Mit klugen Sprüchen aus alter Zeit,
Die in roten und blauen Lettern sich schreiben
Hoch über den Fenstern von Butzenscheiben,
Durch welche das Licht mit mattem Geflimmer
Sich märchenhaft gießt in das schattige Zimmer.
Und fernher aus Winkeln und Ecken kehrt
Sein Blick zu dem Krug, den er eben geleert.
Er trommelt zerstreut mit leisem Gesumm
Mit den Fingern auf dem Deckel herum
Und sitzt eine Weile so schweigend da
Und rückt und nickt und sagt: „Ja, ja!
Wenn heute ich an meine Kindheit denke
Und an die alte, verfallene Schenke!
Die Kneipe mein' ich, hier nebenan;

Ich hab' sie geerbt als junger Mann.
Mein Vater ist dort als Wirt gestorben
Und hat sich ein kleines Sümmchen erworben.
Ich selbst aber wollte da drüben nicht leben;
Ich habe das Haus einem Pächter gegeben,
Und ich wurde Kaufmann. Ja, ja meine Herrn,
Gearbeitet habe ich gut und gern,
Und als ich drei Jahre die Pacht mir gespart,
Da hatt' ich ein Sümmchen mir aufbewahrt.
Ich kaufte mir Land im Osten und Westen,
Und alles gelang mir, Sie wissen's, zum Besten.
Als ein armes Kerlchen fing ich an
Und wurde zuletzt ein vermögender Mann.
Ich wohne noch heut im Viertel der Stadt,
In dem meine Wiege gestanden hat.
Es hat sich verändert, und ich darf sagen,
Ich selbst habe auch dazu beigetragen.
Wie hier überstolpernd die Straßen sich drängten
Und die Häuser sich Luft und Sonne verhängten!
Die Dächer verfallen, die Stuben niedrig,
Die Treppen wie Leitern, das Innere widrig,
Die Fenster verwittert, die Scheiben zerschlagen,
Pesthütten — wo heute Paläste ragen,
Fünf Stock hoch bis oben mit großen Balkonen,
Mit marmornen Treppen und lustig zu wohnen,
Mit Erkern und Türmchen, die oben mit flachen
Dachzinnen vergnügt in den Himmel lachen,
Vom Keller bis unter die First bewohnt —
Ein Werk, das mit Lust sich und Liebe belohnt!

Ich habe die ersten hier aufgebaut,
Davon manches heut in die Wolken schaut.
Doch hab' ich mich nie an den Armen versündigt;
Ich habe den ärmeren Leuten gekündigt
Ein Vierteljahr oft im voraus;
Sie zogen in Frieden ruhig hinaus.
Hat einer 'mal nicht die Miete entrichtet,
Ich hab' sie erlassen und gerne verzichtet.
Drauf hab' die Scheunen ich niedergerissen
Mit zufriednem Herzen und leichtem Gewissen
Und habe die Häuser zurückgebaut,
Damit man die Straße breiter schaut.
Verlor ich dabei auch ein bischen Grund,
Vor allem baut' ich korrekt und gesund.
Und jetzt, wo die neue Straße man bricht,
Einen Strom uns zu schaffen von Luft und von Licht,
Der uns eint mit den nobelsten Straßen der Stadt
Und die Großstadt zu uns getragen hat,
Mit elektrischem Licht und neuen Laternen,
Aus Winkeln die Nester der Nacht zu entfernen,
Da führt' ich den letzten der Wünsche mir aus
Und baute dies neue, geräumige Haus.
Schon früher hatt' ich's für tüchtiges Geld
Als Wirtshaus neben die Schenke gestellt.
In besseren Räumen ein treffliches Bier,
Das lockte die besseren Leute zu mir.
Auch Handwerker ließen es bald sich nicht nehmen,
Zu sitzen in meinem Lokal, dem bequemen.
Manch Arbeiter warf seinen Kittel beiseit,

Kam abends zu mir im Sonntagskleid.
Und je feiner die Gegend hier ward, um so schneller
Verschwand mir das Bier aus Lager und Keller.
Die Schenke, die doch einmal fallen muß,
Ist mir schon lange ein arger Verdruß.
Jetzt hab' ich dem Pächter gekündigt die Pacht,
Und nächstens heißt es auch da: Gute Nacht!
Und dann werden Sie in meinem Lokale,
Herr Wirt, sich heben mit einem Male.
Ich hab' es vollständig ja umkonterfeit,
Es trägt nun ein wirklich modernes Kleid,
Denn altdeutsch muß heute ein Wirtshaus sein,
Und echtes Bier muß vor allem hinein.
Im nächsten Jahre erwächst mir schnell
Darum und daneben ein ganzes Hotel
Mit Aufzügen von hydraulischen Pressen,
Den Lichthof mit Glasdach nicht zu vergessen —
Das soll uns die Gäste in Haufen bringen,
Die nie sonst in unsere Gegend dringen.
Seitdem uns die Stadtbahn hier berührt
Und die Menschen uns über den Köpfen entführt,
Da faßt' ich sogleich den großen Plan —
Im nächsten Jahr ist auch das schon gethan!
So schaff' ich mir selber — im Kleinen zwar nur —
Doch immer ein Stückchen der großen Kultur.
Und daß es noch lange so gehe fortan,
Darauf, meine Herren, stoßen wir an!"

Sie klappten zusammen die steinernen Krüge
Und thaten viel kräftige, tüchtige Züge.

Dem Wirt, der das neue Lokal übernommen,
Dem waren die Augen vor Freude verschwommen;
Er paffte so seelensvergnügt in die Luft
Und sog den Havanna- und Zukunftsduft.
Doch Hallers Freund, der Regierungsrat,
Nur langsam Schluck um Schluck noch that
Und dem andern die Schulter betippte sacht:
„Das hast du mal wieder sehr gut gemacht!"
Und ein „Herr von der Presse" von siebzehn Jahren,
Dem Freibier und Frühstück noch wichtig waren,
Notierte sich alles mit Blei auf Papier
Und sagte bemerkbar: „Das bringen wir!"

Und wie so noch sprachen die achtbaren Herrn,
Ging hinten die Thüre — man hört' es von fern —
Und Tritte vernahmen sie ungeschickte,
Bis dort eine Frau um die Säule blickte
Und langsam des Weges zur Nische klappte,
Mit den Händen auf Stühle und Tische tappte,
Und als sie die Herrn in der Nische erkannt,
Dicht unter den Stufen stille stand.
Dann stieg sie und riß bei jedem Schritt
Mit der Hand die schlampigen Kleider mit;
Drauf fuhr sie sich über ihr aschgraues Haar,
Das rauh und starr und geknotet war,
Und unter den schimmligen Augenbrauen
Begann sie dummdreist hervor zu schauen
Und strich sich die Röcke so lasch und so schmutzig;
Da stand sie so protzig, so patzig und putzig
Und sagte ganz laut: „Guten Tag, die Herrn,

Und wenn ich störe, dann thu ich's nicht gern;
Ich wollte blos auch 'mal gratulieren!"
So sprach sie zu den versammelten Vieren.
Die schauten sie an mit vergnügtem Entsetzen.
„Ich darf mich auch wohl ein bischen setzen?"
Herr Haller rückt seine Brille: „Sieh da,
Frau Grünfeld, ei freilich, versteht sich, ja, ja!
Ich dachte, Sie würden mich heut nicht vergessen.
Ein Seidel, Kellner, und tüchtig gemessen!"
„Ich danke, die Herrn, ich habe schon was!" —
„Das thut nichts, Sie trinken schon noch ein Glas! —
Nun, sehen Sie wohl, da ist es ja schon!
Prost, Sie sollen leben und Ihr lieber Sohn,
Und vor allem Ihr Mann, mein ehrlicher Pächter!
Was macht das Geschäft?" — „Geht täglich schlechter!
Kein Bier wird getrunken — wir haben kaum Brot —
Mein Sohn liegt zu Bette — mein Mann ist tot." —
— „Ist tot? — Herr Gott, woran ist er gestorben?" —
„Ich weiß nicht, er ist so allmählich verdorben!
Seitdem die rote Laterne hängt,
Und seitdem sich der alte Barbier erhängt —"
Der „Herr von der Presse" lauschte genau:
„Wer ist der alte Barbier, liebe Frau?" —
„Ein Freund von meinem verstorbenen Mann,
Dem keiner was Böses nachsagen kann.
Dem Wirtshaus wohnte er gleich gegenüber,
Und Abends kam er zu uns herüber,
War einer von unseren ersten Kunden,
Die wir hier vor dreißig Jahren gefunden.

Ich weiß es noch ganz genau wie heute,
Wie ich und mein Mann als junge Leute
Einzogen in das alte Haus.
Wir putzten es ordentlich fein heraus.
Die Wände waren verschmutzt, verraucht,
Das Ganze sah aus so verwohnt, so verb raucht
Der Kalk war zerbröckelt, die Schlösser verrostet!
Es hat uns wohl hundert Thaler gekostet.
Mit funkelnagelneuer Tapete —
Die hat mir noch ausgesucht meine Grete,
Die bald dann am Nervenfieber starb,
Als der junge Kaufmann sich um sie bewarb —
Haben alle Wände wir neu bekleistert,
Und ich habe gleich mich der Küche bemeistert. —
Wie's blitzte in meinem Küchenschrank!
Die Töpfe und Löffel und Kessel so blank!
Der Kochherd wurde neu ausgeschmiert,
Der Kalk an den Wänden renoviert —
Der war aus allen Fugen gewichen —
Der Boden geölt, die Fenster gestrichen!
Kurz, alles wurde so sauber und nett —
Das ganze Haus wie ein Kaffeetablett!
Die Stühle noch ganz, die Ecken so sauber,
Wie aus Ei gepellt der ganze Zauber!
Wie alles dann ganz und fertig war,
Bis auf den letzten Nagel sogar,
Da machten wir unsere Thüre auf
Und schrieben „Heute eröffnet!" darauf.
Dann warteten wir den ganzen Tag

Bis neun Uhr mit dem Glockenschlag.
So lange waren wir ganz allein —
Da trat der alte Barbier herein.
Klein war er, die Augen so keck und verschlagen,
Das Haar trug er lang bis über den Kragen.
Er trat an den runden Tisch zu mir,
Und August brachte ihm ein Glas Bier;
Er trank und schnalzte, wie man wohl thut,
Sah um und sagte behaglich: „Gut!"
Und gab meinem Mann seine schneeweiße Hand,
Als wären sie beide schon lange bekannt,
Und sagte zu ihm: „Gefällt mir sehr!
Hier komme ich jeden Abend her!"
Und wie die Thüre dann wieder ging,
Da guckt er sich um mit schlauem Geplink:
„Der Buchhändler ist es hier von der Ecke,
Der kneipt sich auch eine niedliche Strecke!
Er ist nur ein bischen wunderlich.
Der braucht einen ganzen Tisch für sich
Und ist so stolz wie 'ne Excellenz —
Es macht ihm ja keiner hier Konkurrenz!" —
War ein mächtiger Herr mit dickem Bauch,
Sah sich feierlich um und setzte sich auch
Und aus der Tasche holt' er heraus
Wohl zwanzig Packete und packte sie aus;
Waren alles Stücke von seiner Pfeife,
Obgleich ich das heute noch nicht begreife.
Und wird sie alle zusammenkleben
Und ließ sich 'ne Weiße mit Himbeer geben.

Dann kam vom Gymnasium der alte Professor
Und sein Schwiegersohn, der junge Assessor;
Die setzten sich hinten und sprachen ganz leise,
Die waren für uns ja viel zu weise.
Und schließlich kam auch der Juwelier
Zu unserem Tisch und trank sein Bier.
Ein freundlicher Herr, hätt' es nimmer gedacht,
Daß der sobald schon Pleite gemacht!
Und der alte Barbier gab ihm schnell die Hand.
Ich glaube, die haben sich „du" genannt.
Er bot aus der Dose ihm eine Prise —
Das war eine Freundschaft, das war ein Genieße!
Oft klappte die Thür. Von allen, die kamen,
Sagte gleich der Barbier uns Titel und Namen.
Und wie er so recht erst aufgetaut,
Da lachten wir alle und sprachen sehr laut
Und mußten uns schütteln in einem fort.
Der Buchhändler horchte und sagte kein Wort,
Doch wenn er 'mal eines konnte erwischen,
Dann rief er: „Ganz falsch!" oder „Unsinn!" dazwischen. —
So hat es den ersten Tag angefangen,
Und so ist's auch prachtvoll weiter gegangen.
Der Barbier kam immer des Abends erst spät
Und war immer lustig und aufgedreht.
Na, ich sage, der konnte Geschichten erzählen
Und die Leute ärgern und necken und quälen!
Ein richtiger Hausfreund wurd' er uns dann,
Ich hatt' ihn so lieb fast wie meinen Mann!
Die besten Kunden hat der gehabt,

Sie haben ihm ehrlich und tüchtig berappt,
Bis alle die neuen Häuser kamen
Mit den feinen Herren und den vornehmen Damen
Und alle die Mieten so fürchterlich stiegen,
Da konnt' er keine Kunden mehr kriegen;
Da hat er schon lange Jahre gefeiert.
Heut ist ja alles so fein und geleiert.
Sie nahmen's ihm übel, wenn er mal hustet,
Den Leuten die Haare vom Hals runterpustet!
Da kam er zu uns — was sollte er machen?
Verbrauchte sein Geld und konnte noch lachen.
Mit uns sah es auch ganz anders aus.
Wir hatten im alten, guten Haus
Zwanzig Jahre gelebt in Trauer und Glück,
Und denk' ich noch an die Zeit zurück! —
Wir haben die arme Grete begraben
Und in den Krieg geschickt den Knaben;
Wir haben geschafft und Geschäfte gemacht
Und uns ehrlich und rechtlich durchgebracht.
Dann ging's zehn Jahre so langsam bergab.
Ganz plötzlich wurden die Gelder uns knapp,
Wie ein Haus um's andre zusammenbrach,
Das ganze Viertel so nach und nach. —
Hier kennen wir keinen Menschen heute,
Hier wohnen jetzt nur noch reiche Leute.
Zu ziehen waren wir auch nicht willig —
Wir wohnten bei Ihnen ja furchtbar billig.
Die blaue Tapete war längst verlottert,
Die heute nur in den Fetzen schlottert,

Und starrt von Schmutz in jeder Eck',
Doch ich liebe noch heute jeden Fleck.
Wir konnten uns keinen Groschen machen
Für teureres Bier und andere Sachen;
Wir konnten ja nichts auf die Kante legen,
Von unserem Sohn seiner Krankheit wegen —
Die Doktors haben ihm's Bein abgenommen,
Und weil das erst nach dem Kriege gekommen,
Drum hat er auch keinen Pfennig Pension —
Nun hab' ich so gut wie gar keinen Sohn!
Wir konnten uns also nichts besorgen
Und wollten nicht betteln und wollten nicht borgen!
So saßen wir heute vor einem Jahr,
Verweint und verzweifelt ganz und gar,
Zusammen am runden Tisch zu Vier:
Ich, August, mein Mann und der alte Barbier.
Ich holte ins kalte Zimmer ein Licht,
Und die Klinke der Thüre bewegte sich nicht.
Die bei uns gesessen in früheren Jahren —
Der Teufel weiß, wo sie damals waren!
Der Buchhändler war längst heruntergekommen,
Seitdem der Brander den Laden genommen,
Den neuen, mit allen den großen Scheiben —
Da wollte kein Kunde mehr bei ihm bleiben.
Er bummelte, trank sich selbst auf den Hund,
Verkaufte Romane, sechs Dreier das Pfund.
Im Laden hat es nach Schimmel gerochen,
Im Schaufenster waren die Scheiben zerbrochen!
Da lag noch ein alter Plan von Berlin,

Ein Haufe von gelben Photographien,
Ein Kochbuch und ein Band mit Gedichten,
Ein paar bunte Bücher mit Kindergeschichten,
Und drin in seinem verschlossenen Spind
Hatt' er Bücher, die lange verboten sind.
Und einmal sucht' ihn ein Schutzmann da —
Aber er war fort nach Amerika!
Mit dem Juwelier ging es nicht so schnell.
Das war ein verflucht gerieb'ner Gesell!
Als keiner mehr kaufte in seinem Laden,
Da dacht' er: „Vergrößern kann niemals schaden!"
Ihm gehörte das Haus, da hat er gebaut
Und immer so pfiffig drein geschaut
Und rieb sich die Hände, wenn er mal kam
Und von dem Barbier eine Prise nahm.
Wenn der dann sagte: „Na, alter Sünder,
Du gehst wohl auch noch unter die Gründer?"
Dann sagte er leise: „Warte nur,
Ich schwimme im Strom der großen Kultur!"
Und lief bei den kleinen Leuten herum
Und lieh sich ihr Geld und brachte sie drum. —
Er hat sie alle, alle betrogen,
Die Wirte, die Arbeiter ausgesogen!
Er hatte im Kopf einen riesigen Wurm
Und baute sein Haus so hoch wie 'nen Turm,
Und als die Geschichte fertig war,
Da wurde der ganze Schwindel klar.
Die Leute hier wollten den Alten ermorden,
Der im sechzigsten Jahr noch ein Schurke geworden

Und richtig — so nach ein paar Tagen,
Da mußte er in den „grünen Wagen."
Sie fuhren ihn weg nach Moabit —
Ja, wenn man so was so kommen sieht! —
Da saßen wir nun am kahlen Tisch,
Und vor uns lag ein Zeitungswisch,
Drin war ein Stück Wurst und 'n Kanten Brot.
Und mein Alter sagte: „Ich wollt', ich wär' tot!" —
Da rief der Barbier: „Du bist nicht gescheit,
Wir sind ja gesunde, kräftige Leut'!
Und geht's auf die eine Weise nicht mehr,
Dann nehmen wir schnell etwas anderes her.
Schwimm' auch mal im großen Strom der Kultur.
Es wird schon gelingen, versuche es nur!
Häng' du eine rote Laterne heraus
Und nimm dir Mädchenbedienung ins Haus.
Die Rike von meinem verstorbenen Sohn,
Die kann sich auch was verdienen schon.
Sie ist wahrhaftig nicht mehr zu klein,
Die kann bei euch dann Kellnerin sein.
Ist besser, als nachts durch die Straßen laufen
Und Blumen und Streichholzschachteln verkaufen!"
Das schien uns gut, und wir machten es so
Und waren auch anfangs darüber froh.
Es kamen viel Gäste, die Rike war niedlich
Und machte auch alles recht appetitlich.
Wenn Einer nur — was ja vorkommen kann —
Dann war sie das richtige „Rühr' mich nicht an."
Und schließlich wurde die Rike bekannt;

Sie kamen von allen Seiten gerannt
Und stürmten und tranken recht tüchtig Bier;
Ins Fäustchen lachte sich der Barbier!
Bis einmal ein Kerl in die Stube kam
Und sich aufs Korn die Rike nahm.
Sehr nobel war er und fein frisiert
Und wurde Herr Referendar tituliert.
Und wie die Rike den gesehn,
Da war's um ihr armes Herz geschehn.
Er schielte sie an durch den goldnen Kneifer,
Da waren sie beide der helle Eifer.
Sie saß bei ihm, er bezahlte für sie;
Sie legte die Hand ihm auf sein Knie, —
Und — Teufel! ich brauch's ja nicht zu erzählen!
So'n Luderjahn darf sich ja nicht vermählen
Mit einem ehrlichen, armen Kind,
Weil wir ja so plump und gewöhnlich sind.
Und kurz, die Geschichte kam zum Klappen,
Der kleine Bengel fing an zu schnappen.
Sie lief davon, und der alte Barbier —
Wir haben ihn runtergeschnitten — wir!
Mit meinem Sohn bin ich 'rübergekommen
Und habe die große Leiter genommen;
Der Fritz hat sich mühsam 'raufgeschoben,
Ich hab' ihm den Stelzfuß nachgehoben,
Und oben hing er im schneeweißen Haar
Am Gashahn — er war im siebzigsten Jahr!
Wie oben der Fritz ihn losgeschnitten,
Da ist er ganz steif heruntergeglitten

Und mit den Füßen aufgetappt
Und dann wie ein Plättbrett umgeklappt" —
Hier hielt sie plötzlich die Stimme an —
„Und war so'n guter, lustiger Mann! —
Nach Hause ging ich und fand meinen Alten
Im Bette und halb schon im Erkalten.
Er hatte schon jahrelang krank gelegen,
Und wie sollten wir ihn denn richtig pflegen?
Wir hatten den Kopf mit der Wirtschaft voll,
Der Alte war längst nicht mehr, wie er soll.
Und wenn Sie mich fragen, warum er gestorben,
Warum die arme Rike verdorben,
Warum wir alle so schlecht geworden — —
Durch Sie, und Sie werden uns alle noch morden!
Ich weiß ja, Sie haben uns nie gesteigert,
Sie haben uns keine Bitte verweigert,
Sie haben uns auch in der bittersten Not
Noch Kleider geschenkt und Geld und Brot, —
Und doch sind Sie schuld an all dem Jammer;
Sie brachten uns in die Rumpelkammer.
Denn seit Sie so fein unser Viertel gemacht
Und alle die neuen Häuser gebracht
Und die kleinen Leute fortgetrieben,
Da ist uns Armen nichts übrig geblieben.
Wer heute noch lebt, das ist schon das Beste.
Steht einmal die ganze Stadt voll Paläste,
Und können wir nirgends die Miete erschwingen,
Dann müssen wir alle ins Wasser springen. —
Und nun entschuldigen Sie, meine Herrn!

Und hab' ich gestört, dann that ich's nicht gern.
Es ist ja auch wahr, was brauch' ich zu leben!
Wär' nur nicht das Sterben! — Das ist es ja eben! —
Doch weil Sie mir schon gekündigt haben —
Gleich morgen, wenn wir den Alten begraben,
Dann geh' ich mit meinem verkrüppelten Sohn,
Und arbeiten wollen wir beide um Lohn.
Es findet wohl noch ein Barmherziger sich,
Für ihn ein Gefängnis, ein Spittel für mich!" —
Sie sprach es und faßte mit kräftigem Ruck
Den Krug und leert' ihn auf einen Schluck
Und schleudert' ihn mit wildem Gezisch
Zerschmetternd mitten auf den Tisch.
„Das echte Bier, das soll es noch büßen!" —
Und klappt' eilig davon mit watschelnden Füßen. —

Die Männer schwiegen und saßen betroffen.
Nur der „Herr von der Presse" sagte: „Besoffen!"
Und griff in die Tasche und bürstete eitel
Sich seinen blanken Pomadenscheitel,
Indes der alte Regierungsrat
Nur langsam Schluck auf Schluck noch that,
Sich räuspernd, als wollt' er gern etwas sagen;
Doch schluckt' er die Worte hinab in den Magen.
Dem Wirt war selber das Rauchen vergangen,
Und Thränen rollten ihm über die Wangen.
Er holte das Tuch sich aus der Tasche,
Verschämt, als ob er Verbotenes nasche,
Und brummte, die Augen mit Thränen betaut:
„Ich habe zu nah am Wasser gebaut!"

Herr Haller sprach mit gefalteten Händen:
„Wir können's nicht ändern, Gott mag's wenden!
Es ist nun einmal der Lauf der Welt,
Daß der Eine steigt, wenn der Andere fällt.
Wie der Bahnzug braust übers starre Geleise,
So geht über Menschen der Menschheit Reise.
Ich schädige wahrlich niemanden gern! —
Auf bessere Zeiten! — Prost, meine Herrn!"

4.

Die Predigt.

Immer hatt' er schön gepredigt,
Und ein ganzes großes Buch
Stand voll herzerquickend warmer,
Salbungsvoller Gottesreden.
Immer war die Menge ganz
In dem heil'gen Wort befangen,
Immer war's, als wenn ein sanfter
Engel durch die Kirche flöge;
Oft auch war der Pastor selbst
Weich von seinen eignen Worten
Und gerührt von eig'nen Thränen;
Aber nie wie bei der einen,
Aller Reden Meister-Rede,
Bei der wunderbaren Predigt
Von der Mär' vom reichen Jüngling.
Wie ihm da die Worte quollen!
Wie ihm da Gedanken strömten!
Wie ihm da sich Bilder drängten,

Wenn er von des Jünglings banger,
Tugenddurst'ger Schülerfrage,
Wenn er von des Gottessohnes
Meisterlicher Antwort sagte:
„Gieb dein Hab' und Gut den Armen
Und dann komm und folge mir."
Wie ein eisig kalter Schauer
Flog ein Zittern durch die Menge,
Wenn er an die Stelle kam,
Da der Jüngling von dem Meister
Traurig ging. —
Heute, wie zum ersten Male,
War die Kirche überfüllt,
Heute, wie zum ersten Male,
War es trefflich ihm gelungen,
Und die weihevolle Stille
Und das Knistern manches Tüchleins,
Auch manch unterdrücktes Schluchzen
Waren ihm willkommner Beifall.
Doch willkommner noch im Herzen
Sprach ihm eine stumme Stimme:
„Heute warst du Gottes Priester,
Heut hast du mein Wort verkündet,
Und ich bin mit dir zufrieden." —
Ob's ihm wirklich Gott gesprochen,
Ob er's selber nur sich sagte,
Welcher Mensch vermag's zu künden?
Ganz erfüllt von sel'ger Wonne,
Auf die Brust gedrückt die Bibel

Mit den beiden hagren Händen,
Stieg er nieder, und das Haupt
Hielt er leicht gesenkt, das schlanke.
Dicht und dunkelbraun belockt
Und durchfurcht von ernsten Zügen,
Hing's, wie eine reife Traube
Sich von saft'ger Rebe neigt,
Auf dem schlank geschoss'nen Halse.
Segen sprach er vom Altar
Auf die feiernde Gemeinde
Und verschwand mit großen Schritten
Langsam in der Sakristei.
Als ihm dort der Kirchendiener
Von der Schulter den Talar
Und vom Hals die Bäffchen löste,
Schmunzelt' er, mit sich zufrieden,
Trank ein Gläslein frischen Wassers,
Trat hinaus, und durch den schönen
Sonnenhellen Sonntagsmorgen
Schritt er nach dem Pred'gerhaus.
Aber dicht auf seinen Fersen
Folgt gesenkten Haupts ein Andrer.
War nicht hager, stark von Gliedern,
Sah nicht freundlich, sah verdüstert,
Trug nicht feine, schwarze Kleider,
Sondern seinen Leib, den plumpen,
Hüllt' ein Rock, ein schmutzig grauer,
Dessen weite Taschen hinten
Von den derben, bunten Tüchern

Mächtig auseinanderklafften.
Auf dem Rumpfe aber wiegte
Sich ein Kopf mit schwerem Filzhut,
Der von hinten wie ein grauer
Riesenhafter Pilz erschien.
Grau war alles; unter grauer
Breiter Krämpe rollten lange
Graue Locken auf den grauen
Kragen überm grauen Rocke,
Dessen Schöße auf die grauen
Staubbesprengten Hosen schlugen,
Drin die weggewöhnten Beine,
Gleichwie satt des vielen Schreitens,
Stampften auf das harte Pflaster.
Und bei jedem neuen Schritte
Stützte sich, wie wandermüde,
Die manschettenlose Rechte
Auf den grünen Pluderschirm.
Hätte der Herr Pastor vorne
Einmal nur gewandt die Augen,
Hätte wohl sein Blick gehangen
Fest auf diesem gräm'gen Antlitz,
Draus zwei graue, heiße Augen
Wie voll tiefer Sehnsucht glommen,
Doch mitunter jählings flammend
Lohten, wie im heil'gen Eifer.
Doch der Pred'ger ging des Weges,
Langsam schlendernd und ein wonnig
Lächeln auf den schmalen Lippen.

Denn er denkt vor zwanzig Jahren,
Wie er sprach zum ersten Male
Von der Mär' vom reichen Jüngling,
Wie er über seiner eignen
Worte Wirkung sich erschrocken,
Als ihm in der Sakristei
Ein beglückter, reicher Jüngling
Thränenfeuchten Aug's gestanden —
Doch hier fuhr der würd'ge Herr
Mit der Hand sich übers Auge,
Weg zu wischen die Gedanken.
Während dessen bohrt ihm brennend
Seine heißen grauen Augen
Jener Andre in den Rücken,
Denkend, wie vor zwanzig Jahren
Er zum ersten Mal ihn hörte
Und die Mär' vom reichen Jüngling;
Wie er zu ihm lief und dann —
Doch hier stieß er zornentflammend
Seinen Schirmstock auf das Pflaster,
Tot zu schlagen die Gedanken.
Und der Pred'ger legt die schlanke
Hand auf eines Gitters Pforte,
Drückt sie nieder, geht hinein und
Wandelt durch den bunten Garten
Und verschwindet im Portale.
Draußen stehen bleibt der Andre,
Schüttelt dann sein Haupt und schreitet
Fürbaß durch die engen Gassen.

Hat am Tag noch nichts gegessen;
Doch ihn plagte nicht der Hunger.
Keinen Tropfen trank er heute,
Doch er fühlte keinen Durst.
Und doch brannten und doch nagten
Durst und Hunger ihm am Herzen.
Aber keinen Brunnen fand er,
Der ihm Trank und Labung brachte,
Keinen Laden späht' er aus
Mit dem Brot, das er begehrte,
Denn ihm flüsterte durchs Hirn
Immer fort und immer wieder
Nur die Mär' vom reichen Jüngling.
Und nach stundenlanger Wandrung
Stand er wieder vor der Pforte,
Wischte sich mit buntem Tuche
Seines Schweißes heiße Tropfen,
Drückte plump die Thür und schob sich
Durch den blütenbunten Garten,
Bis er kam zu dem Portale;
Stieg hinauf die alte Treppe,
Deren holz'ge Stufen knarrten,
Bis er im halbdunklen Raume
Stand vor einer weißen Thüre
Und, ein Schild von Messing lesend,
Eilig riß die gelbe Klingel.
Sieh — ein allerliebstes Kindchen —
Blonde Zöpfe, blaue Augen —
Oeffnet ihm und läuft errötend:

„Minna komm, da ist ein Mann."
Minna kam heran, die Dienstmagd
In der schmutz'gen Küchenschürze,
Schnell das dunkle Haar sich streichend.
„Der Herr Pastor ist bei Tische,
Wollen Sie gefälligst warten?"
Und sie öffnet ihm ein Thürchen.
Also steht er nun im Zimmer,
Und voll Staunen gleiten seine
Blicke aufwärts an den Wänden.
Prächtig sind die eich'nen Möbel,
Prächtig ragt der Schrank voll Bücher,
Unter dessen Gläser-Wänden
Wohlbeleibte Bände glänzen.
Auf bequemen Ledersofa
Läßt er sich ermattet nieder,
Einen Schaukelstuhl betrachtend
Vor dem Schreibtisch, drauf die dicke
Bibel liegt, und aufgeschlagen
Drin die Mär' vom reichen Jüngling.
Langsam tickt der Regulator
Ueber dem gedrehten Rauchtisch. —
„Gott, wie lange währt die Mahlzeit!"
Endlich springt er auf und schleicht sich
Leis, behutsam an die Thüre,
Welche, angelehnt nur lose,
Eine breite Spalte bietet,
Um bequem hindurchzuspähen.
Sieh, da sitzt er auf dem Sofa,

Eine glänzende Serviette
Oben um den Hals gewunden,
Neben ihm ein Engelsweibchen,
Nicht mehr jung, doch gar nicht übel.
Und die bunte Schar von Kindern,
Wie sie mit den Beinen strampeln!
Wie der ält'ste, wohl Primaner,
Altklug seine Brüder meistert,
Und die ält'ste Schwester staunend
Seinen weisen Reden lauscht!
Jetzt entkorkt der würd'ge Pred'ger
Eine Flasche guten Weines,
Füllt die Gläser, füllt die Gläschen,
Schlürft behaglich selbst und schneidet
Sich ein Stück vom Eberbraten,
Während Minna eine Schüssel
Frischen Obstes trägt ins Zimmer.
„Nun wer ist's denn?" fragt der Pred'ger. —
„Ach," erwidert Minna lachend,
„Das ist der verrückte Schuster."
Als es hört der biedre Alte,
Da voll Ungeduld und Unmut
Reißt er schnell die Klinke nieder.
Alle blicken auf, die Thüre
Oeffnet sich, und ohne Hut
Steht er da mit stieren Augen.
Dem Herrn Pastor sinkt das Glas
Aus der Hand, und wenn die Gattin
Nicht es schnell ergriffen hätte

Auf den Ruf des kleinen Hugo,
Wär' es sicher umgefallen.
Und der Pred'ger bohrt die Augen
In des Andren graue Blicke.
Keiner spricht, — doch beiden regt sich
Furchtbar auf ein Kampf der Seele
Bei dem jähen Wiedersehn.
Und der Pastor springt vom Sofa,
Reißt das Tischtuch fast herunter,
Und elastisch leichten Trittes
Springt er an die Thür: „Willkommen!
Hätt' ich das geahnt, mein Lieber!
Dacht' ich doch, ein Bettler wär' es."
Finster ward der Blick des Alten.
„Frauchen, laß, gleich komm' ich wieder."
Und er drängt ihn in die Stube,
Schließt die Thür: „Nicht ein Zigarrchen?
Ach, Sie rauchen nicht, wie schade! —
Bitte, Platz zu nehmen." Ruhig
Spricht der Andre drauf im Stehen:
„Herr, ich war in Ihrer Predigt.
Bin zwar sonst nicht fromm geblieben,
Aber einmal wieder hören
Mußt' ich das vom reichen Jüngling.
Weiß es ganz genau noch heute,
Wie es damals mich erfaßte,
Als ich Sie zum ersten Male
Hörte in der kleinen Kirche
Meines lieben Heimatdörfchens,

Als ich noch ein froher Erbe,
Jung und glücklich,
Reich und liebend,
Saß auf meinem eignen Gute.
Immer war ich weich gewesen,
Weich und zart in meinem Herzen,
Und das Weh der Nebenmenschen
Hat mir immer Schmerz bereitet.
Jeder, der auf meinen Feldern
Ackerte in Sommers Hitze,
War doch auch ein Mensch, so dacht' ich;
Warum kann nicht jeder glücklich,
Glücklich sein wie ich, der eine?
Doch es war ja Gottes Wille,
Daß ich mehr besaß als andre,
Und ich durfte heitren Herzens,
Froh mein Hab' und Gut genießen.
Ralph, mein Ohm mit großem Schnurrbart
Und dem Glas im gift'gen Auge,
Lachte oft ob meinen Reden;
Doch es war mir gleich, ihn haßt' ich.
Aber daß auch sie, die einz'ge,
Die ich liebte schon als Knabe,
Die ich bald nach meiner Eltern
Frühem Tod mein Bräutchen nannte,
Und mit der ich tausend luft'ge
Zauberschlösser mir erbaute
In dem gold'nen Land der Zukunft —
Daß auch sie nicht fühlen konnte

So wie ich, das that mir weh.
Und so schritt ich eines Tages
Arm in Arm mit ihr vom Gutshof
In des Dörfleins kleine Kirche,
Wo der weltberühmte junge
Gottespriester reden sollte.
Aus den frühlingsfrohen Feldern
In die kleine Holzkapelle
Traten wir am duft'gen Morgen,
Eine Predigt schon im Herzen,
Eine Predigt schon von Liebe
Und von jungem Lenzes-Frieden.
Und da stand der schlanke Jüngling,
Dicht umwogt von schwarzen Falten,
Und das Haupt voll schwarzer Locken
Und das Aug' voll schwarzen Feuers.
Und da sprach er gottbegeistert
Von der Mär' vom reichen Jüngling.
Und wie drang es in das Herz mir!
Jedes Wort, wie eine Leuchte,
Jedes Wort, wie eine Botschaft,
Mir von Engeln hergetragen!
In mir schmolz wie eine Rinde
Alles weich von meiner Seele,
Eine Lust nur schien mir lockend,
Ein Verdienst nur schien mir selig,
Und dazwischen wie Trompeten,
Wie Posaunen aus dem Himmel,
Schollen mir der Predigt Worte.

Von dem Aug' sank mir ein Schleier.
Was ich nie gesehen, sah ich,
Und ein Bild, ein wunderbares,
Baute sich vor meinen Sinnen.
Um mich sah ich krank und elend,
Arm an Geld, an Kräften müde,
Eine Welt von meinesgleichen.
Mitten drinnen schien ein Schloß mir
Aufzuragen groß und golden,
Goldne Treppen, goldne Thüren,
Goldner Boden, goldne Wände,
Und darinnen saß ich selber,
Gold von Haupt, von Leib und Gliedern,
Hartes, kaltes Gold mein Herz.
Und durch klar geschliffne Scheiben
Blickt' ich auf ein Volk von Bettlern,
Und da überkam's mich plötzlich:
Alles müßt' ich von mir werfen,
All mein Hab und Gut und alles,
Und das würde wonnig sein.
Auf die Fensterbrüstung sprang ich,
Rief hinab ins Thal des Jammers:
„Nehmt mein Gold und meine Güter,
Gebt dafür mir Eure Thränen!" —
Horch, da war sie aus die Predigt,
Die mir Sinn und Geist gewandelt
Durch die Mär' vom reichen Jüngling.
Und ich fiel wie dumpfen Schalles
Aus dem Himmel auf die Erde,

Sprang vom Sitz, lief aus der Kirche,
Rannte in die Sakristei und
Sah Sie stehn, sank auf die Knie,
Denn Sie schienen übermenschlich
Mir, ein Ewiger des Himmels.
Und ich faßte Ihre Hände,
Darauf pressend Mund und Stirne,
Und in heißen, heißen Thränen
Floß vom Aug' mir sel'ges Weh.
Und dann sah ich auf zu Ihnen,
Sah Sie an — Sie waren selber
Noch vom Sprechen tief bewegt.
Und ich eilte fort zum Gutshof.
Wie ich eilig auf zum Berg flog,
Mit dem festen Schwur im Herzen,
Nun ein andrer Mensch zu werden!
Weiß nicht mehr, was dann geschah,
Weiß nur, daß ich meinen Onkel,
Meine Vettern rief und Basen,
Weiß nur, daß ich sprach zu ihnen —
Was ich sprach, das weiß ich nicht mehr.
Aber sehen werd' ich immer
Diese höhnenden Gesichter,
Dieses Lächeln überm Schnurrbart,
Dieses Zwinkern mit dem Kneifer,
Dies Gekicher hinterm Fächer —
Und dann gingen alle fort.
Einsam war ich — ganz alleine.
Nur das Wort von meinem Onkel

War bei mir, sein letztes damals,
Als er fortging und dem Fräulein,
Seiner Braut, den Arm gereicht:
„Vetter, gut ist's, daß die Bäume
Nicht bis in den Himmel wachsen.
Majorat ist unverkäuflich.
Wer verrückt ist, wird entmündigt.
Merk Dir's, junger Springinsfeld!"
Draußen rasselten die Sporen. —
Und da saß ich Tag um Tage,
Bald von Scham und bittrer Reue,
Bald von neuer Lust getrieben
Nach den wunderbaren Tönen,
Die mich Nacht und Tag umklangen.
Nacht und Tag und Tag und Nächte
Dacht' ich an das eine, eine,
Und am nächsten Sonntag lief ich
Von dem Gutshof in die Kirche.
Wieder war's ein lust'ger Morgen,
Und in mir war's heitrer Frühling.
Ausgetobt war Kampf und Wirrwarr,
Und so leuchtend klar und goldig
Tagte meiner Ueberzeugung
Sonntagsfrieden durch die Brust mir.
Fühlte eine Kraft zu reden
In mir, die ich nie sonst kannte,
Glaubte, daß vor meiner Worte
Sturmorkan die Welt sich würde
Neigen vor dem Liebes-Heiland,

Und des Gottesgeistes Flamme
Fühlt' ich brennen auf dem Haupt mir.
Also trat ich in das Kirchlein.
Sie, Sie waren längst verschwunden,
Und den andern Pastor stieß ich
Schnell bei Seit', die Kanzelstufen
Stürmt' ich hoch und rief: „Will reden,
Ich der Herr zu meinen Knechten,
Daß Ihr nicht mehr Knechte bleibet,
Denn ich bin der reiche Jüngling,
Dem der goldne Gottesmorgen
Aufging in Messias' Worten!
Keiner hat ihn je verstanden;
Wer's verstand, der hat's verschwiegen.
Doch mein Beispiel soll als Lohn
Heute durch die Erde flammen,
Denn ich bin der erste Priester,
Priester ich in meinen Thaten!" —
Und ich hörte nicht die Stimmen,
Welche zwischen meinen Worten
Rauh und mißgunstheiser krächzten:
„Hört ihn nicht, er lästert, lästert!
Seht, er ist verrückt geworden!"
Ich sprach fort, und drunten tobt' es,
Und ich rief, und drunten braust' es,
Und ich schrie, und drunten donnert's
Wie ein Meer in Sturmgewitter.
Bunt verschwamm's mir vor den Augen,
Und da waren Sechse, Sieben

Schon von hinten aufgeklettert,
Packten mich bei Arm und Beinen,
Mich, den Herrn, die eignen Knechte!
Brachten mich zurück zum Gutshof.
Und am Abend war's geschehen,
Aerzte waren dagewesen,
Protokoll — ich war entmündigt! —
Nächsten Morgen in der Zeitung
Las ich's, daß ich — Gott im Himmel! —
Plötzlich sei verrückt geworden.
Wütend wollt' ich Eine sprechen,
Meine Braut; man ließ sie kommen.
Sie war rot und weinte, weinte,
Stand von fern und kam nicht zu mir,
Schloß mich nicht in ihre Arme,
Wich mir aus, wenn ich mich nah'te,
Sah mich an so herzergreifend,
Weinte fort und weinte heftig,
Schluchzte, daß ihr Körper bebte,
Sank zu Boden, halb in Ohnmacht,
Und man hat sie fortgetragen.
Und der Onkel kam und blitzte
Mich so an mit seinem Kneifer:
„Armes Jungchen, komm, wir fahren
Etwas in die Sommerfrische."
Aber ich versetzte ruhig:
„Weiß, wohin wir fahren sollen.
Komm, es ist doch das Gescheitste!" —
Und das hat ein Jahr gedauert.

So ein Jahr mit halben Wilden,
Mit verdummten, mit vertierten,
Mit verblödeten Geschöpfen! —
Ich war ruhig, denn ich wußte:
So nur kann mir Freiheit werden.
Und nach einem Jahre hieß es:
Als geheilt, geheilt entlassen! —
Aber nicht mehr nach dem Gutshof
Wollt' ich eine Stunde gehen —
Majorat ist unverkäuflich,
Und ich wollte nichts besitzen.
Meine Braut, die haßt' ich, haßt' ich,
Die mich für verrückt gehalten,
Weil es ihr die andern sagten,
Die mich nicht umarmen wollte
Und nur Thränen hatte, Thränen!
Und ich ging zu einem Schuster,
Mich als Lehrling anzubieten,
War ein stiller Mann geworden.
Jeder Meister nahm mich gerne,
Und ich lernte, was sie lehrten.
Endlich macht' ich mich aufs Wandern,
Und ich bin, mein Handwerk treibend,
Zwanzig Jahr herumgezogen.
Kam ich abends in ein Städtchen,
Ging ich in die Gartenkneipen
Und begann zu reden, reden
Von der Mär' vom reichen Jüngling.
Und sie horchten anfangs alle;

Manche wurden weich und schluchzten,
Aber wenn es länger währte,
Lachten sie mich aus. Und endlich
Warfen sie mich vor die Thüre,
Bis ich überall und immer
Hieß „der tollgewordne Schuster."
Und vor langen Wochen endlich
Kam ich in die Stadt der Sehnsucht.
Treibe hier, wie stets, mein Handwerk,
Spreche jeden Tag wo anders,
Und ich heiße hier wie immer
Einfach der verrückte Schuster.
Heute war ich in der Kirche.
Sie sind hier, Sie hör' ich sprechen —
Wie ein Traum aus alter Kindheit
Stieg's mir auf in meiner Seele,
Weiß nicht, ob ich Christ geblieben,
Weiß nur eins: Mein Evangelium
Und mein Glauben und mein Wissen
Und mein eines und mein alles
Ist die Mär' vom reichen Jüngling!
Und nun komm' ich her zu Ihnen,
Der wie keiner kennt das Innre
Und den Geist von dieser Märe.
Und wie find' ich Sie — beim Himmel!
Hier ist jetzt der goldne Schloßturm,
Den ich einst im Traum gesehen,
Sie sind Gold an Haupt und Gliedern.
Hartes, kaltes Gold Ihr Herz!

Freundlich blickt Ihr dunkles Auge,
Nach der Mahlzeit schmeckt die Lippe,
Luxus glänzt in Ihrer Wohnung,
Und so schön und so ergreifend
Wie nur je zum ersten Male
Sprechen Sie vom reichen Jüngling.
Und jetzt weiß ich's, schrecklich weiß ich's:
Nicht zu bessern und bekehren
Sprechen Sie, nein, weil Sie müssen!
Ihre Redekunst ist Handwerk,
Und hier sitzen Sie und prassen,
Prassen, schwelgen, und ich rufe
Ihnen Ihre eignen Worte:
„Gieb Dein Hab' und Gut den Armen
Und dann komm und folge mir!" —
Und der Pred'ger ließ sich langsam
In den Wiegenstuhl hernieder,
Während der verrückte Schuster
Angenagelt stand am Platze.
Und er spielt mit seiner Hände
Schlanken, wohl gebauten Fingern,
Während er so halb verdrießlich
Halb verächtlich vor sich hinbrummt:
„Ach, das ist ja eitel Thorheit,
Ueberspannt und übertrieben." —
„Uebertrieben?" ruft der Andre,
„Uebertrieben, eitler Lügner!" —
Sieh, da fährt von seinem Sitze
Der Herr Pastor groß und mächtig,

Sieht den Andern an mit seinen
Feuerfunkelnd braunen Augen:
„Willst du mir ein Richter heißen,
Du Barbar, du Brudermörder? —
Ja, du staunst! Still, laß mich reden!
Laß den heil'gen Heuchelschleier
Mich von deinem Leben reißen,
Daß es bar und blank und elend
Vor dir liegt, wie du's gelebt hast,
Den ehrgeiz'ger Wahn verblendet,
Der du Heil'ger wolltest heißen
Und ein Tagedieb geworden!
Feige bist du fortgelaufen
Aus der Welt, von deinem Eigen,
Feige hast du deiner Väter
Gut den Raben überlassen.
Deinen Onkel mit dem Schnurrbart
Kenn' ich gut; denn oft noch hab' ich
In dem Kirchlein dort gepredigt.
Und dann kam er stolz und eitel,
Setzte vorn sich in den Kirchstuhl
Neben seine — neben seine —
Pfui, und das noch in der Kirche!
Und die Knechte deines Gutes
Seufzen, stöhnen, ächzen unter
Seiner ungefügen Rute.
Alles Land, das du besessen,
Zittert jetzt vor dem Tyrannen.
Deine Mutter sitzt im Spittel,

Deinen Schwestern hat er schmählich
Seiner Brüder Hand erschachert.
Und du, den der ew'ge Leiter
Eingesetzt zum Herrn des Gutes,
Du, in dessen jugendstarke
Hand dein Gott ihr Schicksal legte,
Hast dein Leben feige, feige,
Hast dein Leben feig verschleudert! —
Ruhig, sprich mir keine Silbe!
Denkst du noch an die, die weder
Gott noch Eltern dir vertrauten, —
Die du selbst herausgerissen
Aus dem Leben, die du selber
Blutend an dein Herz gekettet,
So daß tausend Adern sprangen,
Als du von ihr dich gerissen —
Denkst du noch an deine Braut?
Einsam hat sie in der Kammer
Zwölf der Monde dich betrauert,
Und nach einem Jahre, grade
Als sie aus der Zeitung trunken
Deine Freiheit und Genesung
Las mit lautem Freudejauchzen,
Kam dein Brief mit ihrem Ringe.
Wieder war ich grad' am Orte,
Wieder hab' ich grad gepredigt
Von der Mär' vom reichen Jüngling,
Und sie saß und hörte weinend —
Weh! was quoll in ihrem Herzen

Für ein Wehesturm zusammen! —
Schluchzend hörte sie's zu Ende,
Und dann lief sie, so wie du einst,
Zu mir in die Sakristei.
Nieder sank sie, und ihr Köpfchen
Drückt' sie, heiße Thränenströme
Weinend, mir in meine Hände.
Und ich hab' sie aufgerichtet,
Ihr das Haar zurückgestreichelt,
Und mit meinem Finger hab' ich
Oben nach dem Herrn gewiesen,
Dem gebroch'nen Rohr den einz'gen
Truglos festen Halt zu zeigen.
Und sie ist mit ihrer Mutter
Hier in unsern Ort gezogen.
Doch die Mutter war ein eitles
Und verstocktes Weib. Da hab' ich
Sie erlöst aus ihren Banden,
Und als fromme Krankenschwester
Hat sie liebend dich betrauert
Und ihr Herz vertauscht mit Segen,
Während du die Welt durchbummelt,
Während du dein Glück verschustert,
Und an Seel' und Leib verdarbst!" —

Sprach's gewaltig, der Herr Pastor,
Und es trat ihm auf die Lippe
Schier der Schaum vom scharfen Reden,
Und die langen Arme sägten
Durch die Luft wie Mühlenflügel,

Denn er war ein frommer, aber
Auch ein eifervoller Prieſter.
Gräßlich aber war die Wirkung,
Als er bei den letzten Worten
Seine Stimme hob zum Donnern:
„Du willſt deine Brüder richten,
Du nichtsnutz'ger Herrgotts-Tagdieb!
Biſt ein Kain, ein Brudermörder!“ —
Bebend ſtand der graue Alte.
Um ihn ſchwamm die Welt zuſammen
Grau und bunt, und nieder ſank er,
Und der Schmerz von zwanzig Jahren
Brach heraus in heißen Thränen:
„Habe nichts für mich behalten,
Gab mein Glück und Gut den Armen,
Sagte Ja zum Wort des Meiſters —
Und bin doch ein Brudermörder!“ —
Und der Pred'ger ſah's mit Rührung,
Ward ihm warm und weich im Herzen,
Legt' die Hand ihm auf die Schulter
Und ſprach ſanft mit Bruderliebe:
„Weißt ja: Reue bringt Verzeihung,
Weißt ja: Gott iſt ew'ge Gnade,
Weißt ja: Wir ſind unvollkommen.
Wack'rer Kampf iſt auch verdienſtlich,
Und du irrteſt ja aus Tugend!
Was ſind zwanzig arme Jahre,
Was iſt ſo ein Menſchenleben
Gegen eine ew'ge Freude

In dem Wonnehaus des Himmels?"
Und dann sieht er ihm ins Auge,
Flüsternd leis, ein Freund zum Freunde:
„Willst du sie noch einmal sehen?
Sterbend liegt sie krank im Spittel."
Und er faßt ihn sanft am Arme,
Stülpt ihm auf den Kopf den Hut und
Greift den glänzenden Cylinder,
Zieht den Alten, welcher taumelt,
Schnell den langen Gang herunter
Und die knarr'nde Treppe nieder
Durch den duft'gen Blumengarten
Auf die Straße, und zehn Schritte
Fort zum nächsten, besten Wagen.
Schon nach zwei Minuten saßen
Beide, und der Rosselenker
Trieb die trägen Droschkengäule
Rasselnd übers Straßenpflaster.
Rückwärts lehnte sich der Graue,
Während der nervöse Pastor,
Sein „Zigarrchen" hastig paffend,
Sich mit Asche ganz bestreute.
Aber plötzlich fuhr der Andre
Hoch und rief: „Ich Brudermörder?
Und wer gab mir, dem Verfluchten,
In das Herz den Wahn, den Wahnsinn?
Denn ich bin verrückt, ich weiß es,
Weiß es jetzt und wußt' es immer,
Und am meisten wußt' ich's damals,

Als sie mich geheilt entließen.
Du bist Kain! Du hast sie alle,
Mich und sie durch mich ermordet!
Du!" — Hier sank er in die Kissen,
Und der Andre, unbeweglich
Saß er da und rauchte hastig. —
Lange nicht, so hielt der Wagen
Vor dem Krankenhaus, das prahlend
Seine beiden Flügel reckte,
Draus das Mittelstück sich pfäffisch,
Gleich wie eine Kirche hob.
Durch den Garten, der das Ganze,
Wie ein Latz die Brust, umblinkte,
Gingen schweigend zum Portal sie,
Gingen schweigend durch die langen,
Oeden, echolauten Gänge;
Traten wieder in den Garten,
Drin aus bunten Fliederbüschen
Sich die luft'gen Glaspaläste
Lachend mit der Fenster Blitzen
Von dem Glück des jungen Frühlings
Lustig zu besprechen schienen.
Und doch waren's Trauerstätten.
Unterm herrlich blauen Himmel,
Angestrahlt von Maiensonne,
Eine Stadt für Sterbenskranke.
Und auf luft'ger Eisenstiege
Traten mit verhaltnem Atem
Beide in den weiten Saal.

Drin sich Bett an Bette drückte,
Draus verzerrte Angesichter
Leise wimmernd müde blickten.
Vorne in der ersten Reihe
Stand das Lager seiner Liebsten.
Abgezehrt mit weißen Backen,
Drauf's von Feuerpunkten glühte,
Lag sie da und konnte müde
Kaum die Hand vom Deckbett heben.
Nur wie halb im Traume blickte
Sie umher: „Sind Sie's, Herr Pastor?
Ach wie gut — Ich wollte g'rade —
Ach — ich muß Sie etwas fragen —
Aber nein — das geht nicht, geht nicht." —
Und sie wandte sich und kehrte
An die Wand ihr hagres Antlitz;
Wandte schnell zurück sich wieder,
Fuhr empor und sah mit glas'gen,
Heißen, fieberroten Augen
Zu dem Pred'ger auf, den andern
Nicht erkennend noch bemerkend,
Und dann rief sie Schmerz geschüttelt
Und mit thränen-weicher Stimme:
„Wenn's nun — ach Herr Pastor — wenn's nun —
Wenn's nun — ew'ger Gott im Himmel —
Wenn's nun keinen — wenn's nun keinen —
Wenn's nun keinen Himmel giebt!" —
Und erschrocken sprach der Pfarrer,
Auf die Stirn die Hand ihr legend:

„Aber Kind, welch ein Gedanke!“
„Ach — ich fürchte mich — ich glaube —
Ja ich weiß es ganz gewiß schon —
All die Tage — und die Decke,
Die man auf das Bett mir legte,
Voll von heil'gen Bibelsprüchen
Ach du lieber Gott — ich sterbe —“
Und sie sank zurück, und Thränen
Stürzten ihr auf Hals und Wangen.
„Kind,“ versetzte drauf der Pred'ger,
„Haben Sie den Tod zu fürchten?
Waren Sie nicht fromm und reuig?“
Wieder fuhr sie auf, fast schreiend:
„Wenn's nun keinen Gott — o Himmel —
Grade in den letzten Tagen
Hab' ich oft dran denken müssen —
Wenn's nun keinen — 's wär doch möglich!
Und mein Leben nun verloren! —
Meine Mutter, ach wo ist sie —
Ich bin eingesperrt gewesen
In dies Haus voll Pest und Krankheit,
Bis ich selbst dem Tod verfallen.
Kranke hab' ich pflegen müssen —
Müssen, denn ich that's nicht gerne.
War sonst immer gleich voll Mitleid,
Habe jedem gern geholfen,
Aber hier ist's Sklavenarbeit!
Konnt ich gehen denn und wandeln,
Thun und lassen was ich wollte?

Nein, wie die kathol'schen Nonnen
Saß ich hier in meinem Kerker —
Und Gebet mein einz'ges Labsal —
Und mein einz'ges Buch die Bibel —
Und ich las es immer wieder —
Und da ist mir eingekommen —
Wenn nun alles, wenn nun alles —
Nicht so wäre, wie wir glauben —
Wenn die Bibel nur ein Buch ist,
Wenn's nun keinen Himmel giebt! —
Meine Mutter mußt' ich pflegen,
Oder mußte in die Welt gehn,
Mußte meinen Bräut'gam suchen,
Mußt' ihn heilen, trösten, lieben,
Mit ihm oder für ihn sterben —
Ach das wär' ein Tod gewesen!
Ruhe in der letzten Stunde!
Denn die Liebe ist doch wirklich —
Ist doch wirklich — Liebe giebt's doch!
Ach, wo mag er heute leben?
Oder tot — Kein Wiedersehn —
Und Sie haben mich bestohlen!
Erst den Bräut'gam, dann mein Leben!
Gieb's heraus! heraus!" sie ballte
Ihre magre Faust und sank dann
Rückwärts in die Lager-Kissen.
Und ihr Bräut'gam während dessen
Hatte starr vor Schmerz gestanden
Und den Blick auf sie gerichtet.

Auf das Deckbett wirft er nieder
Nun sein Haupt; ein leichtes Lächeln
Seliger Erkennung gleitet
Ueber ihre schmalen Lippen,
Mit den lichten Händen streichelt
Sie sein langes Haar und lächelnd
Schließen sich die blauen Augen —
Eine Pause heil'gen Schmerzes,
Dann fährt auf vom Bett der Alte
Und sprüht heiße Feuer-Blitze
Auf den Pastor, welcher seine
Augen an den Boden heftet —
„Also sie hat sich den Himmel
Durch Entbehrung öffnen müssen,
Und ich gab als reicher Jüngling
All mein Hab und Gut den Armen,
Aber du, der du uns beide
Um das Erdenglück betrogen,
Hältst am Sonntag deine Predigt,
Und dich quält kein Herzenskummer
Und du labst dich, und du mehrst dein
Hab und Gut und liebst die Deinen —
Und bist doch geweiht dem Himmel!
Ich, verrückt seit zwanzig Jahren,
Weiß das Rechte nicht zu finden;
Aber wenn das eine wahr ist,
Ist das andre stets das Falsche!
Und ich sag's dir, deiner Opfer
Hast du heute zwei gefunden,

Noch viel andre mögen bluten,
Während du mit leichtem Herzen
Weiter gehst den Pfad zum Himmel,
Mörder du!" Und wie sein Auge
Jach entflammt aufblitzt im Wahnsinn,
Packt er mit der knorr'gen Rechten
Einen Stuhl und schwingt ihn — jählings
Gellt ein Schrei — zwei Diener stürzen,
Packen ihn an beiden Armen: —
„Führt mich ab, ins Haus für Irre,
Krank an religiösem Wahnsinn!"
Und der Pastor ging nach Hause,
Auf der Stiege in den Garten,
Durch das Haus entlang den Straßen
Bis nach seiner Pred'ger-Wohnung,
Stier den Blick zu Thal geheftet,
Hörte nichts und grüßte keinen,
Thränen standen ihm im Auge,
Und es war ihm wüst zu Sinne,
Und es war ihm weh im Herzen:
„Straf' mich Gott, wenn ich gesündigt,
Beide waren gut, ich weiß es,
Und ich wollte nur ihr Bestes.
Habe nun mein ganzes Leben
Einzig meinem Gott gewidmet,
Wahr und treu im Dienst des Guten —
Und bin doch ein Brudermörder!"
Langsam schritt er durch den Garten
Und hinauf die holz'ge Treppe

In sein ödes, schönes Zimmer,
Schlug die Bibel auf und seufzte,
Und ihm war, als sei die Sonne
Mitten an dem hellen Mittag
Plötzlich dunkel schwarz verloschen
Und er hat nicht mehr gepredigt
Von der Mär' vom reichen Jüngling.

5.

Im Bann des Wissens.

„Du mußt's dem Alfred einmal ernstlich sagen;
Er ist fast keinen Abend mehr daheim.
Ich ängst'ge mich, er kommt auf falsche Wege."
So sprach die Frau Professorin und zog —
Denn auf dem Sofa saß sie noch behäbig —
Das Tischtuch glatt, so weiß wie Blütenschnee,
Daß Gläser, Teller, Schüsseln leise klirrten,
Und winkte Hermann, ihrem ält'sten Sohn,
Daß er die glockenrunde Lampe hob,
Um einem jähen Umsturz vorzubeugen.
Und strahlend fiel das gelblichweiße Licht
Just auf der Tochter beide blonde Zöpfe,
Die, langgeschürzt, mit Bändern wohlverziert,
Die sanftgewölbte, schlanke Taille schlugen,
Da sie zum kunstgedrehten Rauchtisch schritt
Und eine lange, duftende Zigarre,

So wie man sie aus Holland importiert,
Mit leichtem Druck der weißen zarten Finger
Am Apparat abdrückt' die braune Spitze,
Und sie beschwingten Schritts dem Vater brachte,
Der neben seiner Frau auf weichem Kissen
Sich sänftlich dehnte, stark von Gliederbau,
Leicht wiegend sein geschornes graues Haupt.
„Ich kann den Alfred selber nicht versteh'n,"
So spricht er langsam, jedes Wort betonend,
Nimmt die Zigarre aus der Tochter Hand,
Entzündet sie, steht auf und geht gewichtig,
Langsamen Schrittes auf dem Teppich hin.
Indes erhebt sich Herrmann, lang und schlank,
Rollt die Serviette, steckt sie in den Ring.
„Adieu, ich muß zur Alten-Herrenkneipe."
Der Vater nickt, die Mutter winkt ihm zu,
Und langsam schreitet Hermann durch die Thür,
Indes die Tochter, sanft und wohlerzogen,
Sich ihre Stickerei vom Nähtisch holt,
Sich niedersetzt und emsig sittsam schafft.
Still bleibt's, und keiner wagt nur einen Laut.
Der Vater ist zugegen. „Vater denkt!
Und stört ihn nicht!" so hat die Mutter stets
Den Kindern eingeprägt seit jungen Tagen.
Der Vater denkt und schreitet auf und ab,
Und halblaut spricht er endlich vor sich hin:
„Der Alfred war doch sonst ein fleiß'ger Junge!
Schick' ihn mir, wenn er heut nach Hause kommt!"
Und damit küßt er Bertha auf die Stirn,

Die leicht errötet, und verschwindet lautlos
Durch die geräuschlos fallende Portiere
Nach seinem Arbeitszimmer. Stille bleibt's.
Die Mutter nimmt ein englisch' Buch zur Hand,
Die Tochter stickt, und daß die alte Wanduhr
So laut mit ihrem Pendel ticken darf,
Scheint wunderbar in diesem Heim der Ruhe.
Und eine Stunde rinnt allmählich hin.
Da hört man draußen einen Schlüssel rasseln;
Es öffnet sich die Thür zum Wohngemach,
Und, dunkellockig, tritt ein Jüngling ein
Und haucht wie schüchtern fast ein „Guten Abend."
Die Mutter läßt das Buch und rückt die Brille.
„Wo warst du, Alfred, hast du schon gegessen?" —
„Ja, Mutter, ja; ich will zu Bette geh'n." —
„Du sollst einmal zu deinem Vater kommen!"
Verwundert blickt der Jüngling auf. „Zum Vater?"
Rasch schreitet durch das Zimmer er dahin
Bis zur geräuschlos fallenden Portiere.
Er tritt hindurch, und ein geräumig Zimmer,
Von Bücherständern riesenhaft umwachsen,
Empfängt ihn, drinnen er im fernsten Winkel
Vor einem Schreibtisch seinen Vater sieht,
Gebeugt bei seiner Lampe und den Büchern.
Mit leichtem Schritt geht Alfred an den Tisch.
Der Vater sieht nicht auf. Er schreibt. Dann legt er
Die Feder hin und sagt mit leisem, strengem,
Gebieterischem Ton: „Was treibst du, Alfred?
Solange du noch auf der Schule warst,

Warst du der Fleißigste in deiner Klasse.
Der Hermann hat mich oft besorgt gemacht;
Jetzt sieh ihn an, er ist Assessor. Du,
Der kaum die Zeit erwarten konnte, bis
Er auf der Universität dem Studium
Sich widmen konnte, wirst mir fast ein Bummler.
Erst war dir kein Kolleg genügend lang,
Die halbe Nacht durch bliebst du bei den Büchern,
Und nun? – Ich brauche wohl nicht erst zu fragen,
Wo du gewesen bist. Beim Bier! Dein Bruder
War Corpsstudent. Du hast nur deine Freunde.
Und doch ist er der Fleiß'ge; du bist träge.
Kehr' um, noch ist es Zeit: Es wäre schade!" –
Indes hat Alfred sich auf einen Stuhl
Leicht hingesetzt, die Beine überschlagend,
Und schaut hinauf zur weißen Zimmerdecke.
„Nun?" fragt ihn der Professor ernst. — „Ach, Vater,"
So quillt's wie junger Lebensüberdruß
Von seinen frischen Lippen. — „Ich will Antwort!"
Und damit steht der Vater auf und klopft
Ihn auf die Schulter. „Junge, sei verständig!"
Das klang so warm, wie selten Alfred noch
Ein Wort aus seines Vaters Mund vernommen.
Und während jener langsam und gewichtig
Nach seiner Art durchs Zimmer rauchend schreitet,
Stützt er den Arm schwer auf des Schreibtischs Ecke
Und drauf sein junges, sorgenvolles Haupt.
„Ich habe vieles anders mir gedacht.
Ich wollte schon als Schüler gerne lernen;

Und wenn der Lehrer in der Stunde uns
Die Brocken gab von seinem großen Wissen,
Dann war es mir, als sei die Wissenschaft
Ein ungeheures Licht, und kleine Strahlen
Nur zwängten sich durch eingeriss'ne Lücken
In unsres Schulzwangs dunkelschwarzem Vorhang.
Ich wollte gerne nach dem großen Licht;
Es war so lockend und geheimnisvoll! —
Von der Geschichte wollt' ich weiter hören,
Die wie ein großes Epos mir erschien,
Drin Helden ohne Zahl sich herrlich drängten.
Und wenn ich abends stand im Sternenglanz,
Am Fenster stand und auf zum Himmel schaute,
Der sich als mächt'ge Bogenkuppel schwang,
Draus tausend Lichter auf mich niederglänzten,
Und wenn ich träumte, daß jedwedes Licht
Ein Bote sei von einer neuen Welt,
Die sich mit ihren Schwestern ohne Ende
Zu immer neuen Weltgebäuden fand,
Und daß die Wissenschaft uns dies erkundet,
Und daß der kleine Mensch hier auf der Erde
So riesenhafte Fernen messen kann,
Und in so zauberweite Fernen wandern
Mit seinem Geist, der Aug' und Ohr ersetzt, —
Dann war's mir wunderbar und feierlich.
Und dieser Wissenschaft sein Leben weih'n,
Das schien mir größer, als ein Halbgott werden.
Und als die Schule endlich mich entließ
Und ich mich in die reiche Fülle stürzte,

In dieser bald, bald jener Disziplin
Ein wenig naschend und ein wenig schlürfend,
Da wurde mir wie trunken fast zu Sinn.
Wie endlos dehnte sich vor mir die Zeit,
Wie wuchs der Raum mir über alles Denken,
Als ich vom ersten Ursprung uns'rer Welt,
Vom selbstgebornen Chaos uns'rer Sterne,
Vom späten Werden uns'rer Erde hörte,
Und wie Jahrtausende vergangen sind,
Bis langsam aus den ersten Lebenskeimen
Sich eine Fülle von Geschlechtern rang,
Die endlich sich im Menschen selbst verklärte!
In all dies Werden, all dies Untergeh'n
Taucht so ein Mensch für eine Spanne Zeit,
Verschwindend kurz in all den Ewigkeiten,
Zur Oberwelt empor und sieht und hört,
Verstehend durch die Kraft der Wissenschaft,
Die ganze Masse des Vergangenen,
Durchdringt die Rätsel all der Gegenwart
Und lüpft der Zukunft selber noch den Schleier." —
„Mein Sohn," so unterbricht der Vater hier,
„Du hast geschwärmt, mein Sohn, und nicht studiert." —
„Ja, Vater, du hast recht. Ich habe nie,
Ich habe nie studiert, so wie man sollte,
Und alles, was ich dachte, war nur Traum.
Und wie ich aufgewacht, da war mir's öde.
Da hatte die Geschichte sich verdünnt
Zu Zahlen und zu namenlosen Namen.
Da schmelzte mir die nüchterne Kritik

Die Körper weg, und nur die Knochen blieben,
Und die gewalt'ge, seelenvolle Welt
Zerbröckelte sich mir zu toten Stücken.
Zu grausen fing mir an. Verloren hatt' ich
Den schönen Aberglauben meiner Kindheit.
Da stand ich mitten in dem vollen Licht,
Das brannte mich zu Tod mit all dem Wissen,
Und nach dem Vorhang sehnt' ich mich zurück!
Mir war's, als sei die ganze große Welt
Ein räderndes Getriebe voll Verzweiflung.
Sie rast dahin und dreht sich um sich selbst
Und reißt mich mit und weiß doch nicht, wozu,
Und nicht woher, wohin, warum? — Aus Tollheit.
Und auch nicht Tollheit, auch nicht Laune einmal
Giebt's in der großen Weltmaschine mehr,
Und Langeweile heißt das Weltprinzip
Und lohnt nicht, daß man sich den Kopf zerbreche." —
Der Vater hört's und schüttelt still sein Haupt,
Geht auf und ab und sagt gewohnten Tons:
„Du bist unglaublich unreif für dein Alter!"
Der Sohn vernimmt's und lacht. „Das alte Lied!
Und unreif werd' ich auch wohl immer bleiben!"
Er spricht's, steht auf, und aus dem Zimmer geht
Durch die geräuschlos fallende Portiere
Er durch das Zimmer, wo die Mutter sitzt,
Und durch den Korridor und durch die Hausthür
Und tritt hinaus und sieht von unten noch
Des Vaters Lampe durch das Fenster schimmern.
In seinem Herzen rast ein Sturm von Leid.

Wie grausam hart schien ihm der sanfte Mann,
Der ihm seit seiner ersten Knabenzeit
Nicht als ein Vater, als ein Mensch, nein, als
Ein großes Licht der Wissenschaft erschienen!
Und wie schien diese Gottheit Wissenschaft
Ihm als ein Ungeheuer, fleisch- und blutlos,
Das kalt ihm in sein warm empfindend Herz
Den blanken Stahl, den Todesstahl gestoßen!
Und durch die Straßen stürmt er willenlos
Mit heißer Stirn und heiß'rem Grimm im Herzen.
Die Schar der Straßenkehrer neben ihm,
Die nächt'ger Weile, schweigend wie Gespenster,
Dem riesigen Tyrann Gesellschaft muß
Des Tages Unrat von dem Pflaster räumen,
Sie schienen Alfred hochbeneidenswert;
Sie leben doch und brauchen nicht zu denken.
Und eines Kaffeehauses Funkelscheiben
Erstrahlen leuchtend durch die dunkle Nacht.
Er tritt hinein. An ungezählten Tischen
Sitzt dort dies kinderherz'ge Menschenvolk
Und labt sich laut an flüchtigen Genüssen,
Und über jedem Einz'gen schwebt doch schon
Das unerbittlich starre Kainszeichen,
Vernichtung, Tod — doch ja, sie denken nicht.
Er läuft hinaus. „Nicht denken, o nicht denken.'
Wie diese andren spielt' ich harmlos auch
Auf schwankem Brett hoch überm jähen Abgrund,
Wenn ich nicht wüßte und nicht denken müßte!"
Und weit hinaus, weit, weit, durch leere Straßen,

Hinaus aus der gepreßten Riesenstadt
Läuft er und steht vor eines Kirchhofs Gitter.
Auf weiße Kreuze blitzt der fahle Mond.
Wieviele sind für dieses Kreuz gestorben
Und ernteten Verwesung nur und Tod! —
Sie waren glücklich, denn sie wußten nicht.
Ihm aber wuchs aus jedem Grab herauf
Ein blühend Menschenkind voll Lebensfreude
Und grinste doch mit starrem Totenkopf.
Entsetzt entfloh er. Aus den Feldern blickte
Ein Wasserstrom. Er folgte seiner Windung,
Indes die Morgenluft sich kühlend regte,
Und langsam, langsam fern am Horizont
Ein roter Streifen Purpurlicht erglühte.
„Die Sonne steigt belebend auf! Ach nein,
Die Erde hat sich um sich selbst gedreht,
So wie der Zeiger auf der Taschenuhr,
Und wird sich ein paar tausend Mal noch drehen,
Bis auch dein Schädel sich dem Moder eint,
Bis du nicht mehr zu denken brauchst und wissen,
Und dreht sich weiter ohne dich wie sonst!"
Und einer Brücke Bogen hebt sich auf.
Er eilt hinauf und späht ins stille Wasser;
Das flutet langsam, träg'. „Und wenn ich mich
Hinunterstürze, flutet's träge weiter.
Die Erde dreht sich, und die Sonne scheint,
Das Gras am Ufer grünt, bis es vertrocknet, —
Und ein Gehirn hat wieder ausgedacht!"
Und nieder schaut er, still und wie verliebt

In den Gedanken an sein nasses Ende.
Indessen wird es Tag, die Sonne strahlt
Und blitzt auf einer mächtigen Fabrik
Turmhohe Essen, rote Ziegeldächer
Und klaffend weite Thore. Darein drängt sich
Der Arbeiter auflärmend laute Schar,
Indes die Pfeife grell ihr Zeichen heult.
Und aus dem mächt'gen Bauch der Riesenstadt
Herquillt's lebendig, und die Häuser heben
Sich hoch und trotzig auf im Morgenlicht,
Als schrieben sie mit großer Zeichenschrift
Der Menschheit Spuren in den Erdengrund.
Aus seinem Sinnen fährt er auf und wandelt
Zur Stadt zurück, noch halb ein Träumender.
Aufbrausend schlägt das Leben seine Wellen
Hoch um ihn her in unerschöpftem Schwall.
Da schwärmt's von Menschen, knarrt's von Wagenrädern,
Da überstürmen Dächer sich und Türme,
Da hastet alles, aber niemand denkt.
Und heißen Auges blickt er in die Menge,
Als säh' er alles heut zum ersten Mal,
Und also denkt er schweigend bei sich selbst:
„Hier ist der Zweck! Hier ist die andre Welt,
Die planvoll sich nach eignen Zielen müht.
Und wird von all den Hunderttausenden
Sich keine Spur zur Ewigkeit verlieren?
Wird sich nicht schweigend einst das dunkle Grab
Der Zeit auch über diesen Massen schließen?
O nein! Das ist die Welt der frohen That,

Und Thaten sind sich selbst Unsterblichkeit,
Denn nur aus ihnen sprießt das Kommende."
Und wie er starrt ins flutende Getümmel,
Da steigt ein seltsam Trugbild vor ihm auf.
Ihm ist, als säh' er mitten in der Menge,
Umwogt von den lebend'gen Menschenströmen,
Den eignen Vater bei der Lampe sitzen,
Durch nichts gestört in seinem emsig'en Fleiß,
Nur eifrig mit der Feder und den Büchern.
Und all die Massen, die sich um ihn her
In unerschöpftem Schwall ergießen, scheinen
Den Alten nicht zu achten noch die Lampe,
Die thranig in den Morgenhimmel schwelt.
Und Alfred drängt's, dem Greise zuzurufen:
„O Vater, sieh die Welt um dich herum,
Hör' auf den Schrei der Tausende, die dich
Als ihrer einen hülferufend heischen!"
Da hört er seiner Mutter leises Wort:
„Sei still und störe nicht! Der Vater denkt!"
Und eisig legt sich ihm ein Bann ums Herz,
Und schleunig ist der Traum vor ihm verschwunden.
Ihn aber faßt's wie heißer Fieberdrang,
Sich mitten in den vollen Strom zu stürzen,
Und Zorn erfüllt ihn um die Wissenschaft,
Die kalt des Lebens schönste Blüten bricht
Und keinen Trost hat für verlorne Güter.
„Fahr' hin, griesbärt'ge Weisheit!" ruft er aus,
„Und laß mich schlürfen an des Lebens Quell!
Das Leben adelt erst die Wissenschaft,

Denn nur, wer hilft und handelt, ist ein Mensch,
Und nur wer fröhlich schafft, darf straflos denken."
Und langen Wegs durch Gäßchen, Gassen, Straßen
Kommt er zum baumdurchpflanzten Villenplatz,
Drin seines Vaters stattlich Haus sich hebt.
Durch die Veranda schreitet er zur Thür
Und stößt den Schlüssel klappernd in das Schloß.
Es dreht sich in der Angel träg' die Thür.
Die Treppenstufen schreitet er hinan
Auf flüsternd weichen Decken, durch die Fenster
Wachäugig strafend blickt der helle Tag.
Wie sanftes Atmen geht es durch das Haus,
Das schlafen darf am arbeitsfrohen Morgen.
Und Alfred steht vor seiner Zimmerthür
Und drückt sie auf. Ins strahlende Gemach,
Deß Läden gestern keine Hand verschloß,
Tritt er mit scheuem Schritt, den Bücherschrank
Mit schmucken Bänden und den Schreibtisch, mit
Papiernem Berg hoch überhäuft, nur leicht
Mit überwachtem, müdem Blicke streifend.
Und auf das Sopha wirft er sich, den Kopf
Ins Kissen drückend. „An des Lebens Quell!
Wo fließt er, und wie schöpft man seine Wasser?"
Er malt sich aus, wie er zum Vater kommt,
Um ihm zu sagen — was denn? — Was denn werden?
Doch Schneider nicht und Schuster? Kaufmann — Nein! —
Und langsam gleitet jeglicher Beruf
Vor seine Augen — „So gedankenlos
Ist alles! — Gut — ich will ja auch nicht denken!"

Und eine Stimme flüstert ihm: „Du mußt!
Wer einmal von dem süßen Gift gekostet,
Den lockt es, wie das Licht den Schmetterling,
Wie Alkohol den Trinker, wie den Vogel
Der Schlange Blick, den Lüstling der Genuß.
Jetzt sinne du und denk', um — nicht zu denken!"
Und vor sein Auge breitet sich ein Netz,
Gesponnen aus Gedanken und aus Wissen;
Im Dämmerlicht verschwindet ihm die Welt,
Und nur des Netzes Maschen leuchten flammend,
Wie glüh'nde Drähte. — Aus den Augen brechen
Ihm Thränenströme. Und ein einzig Wort
Klingt ihm ins Ohr, das eine Wort: „Zu spät!" —
„Ich weiß zu viel — und habe nicht gelernt,
Was niemand mich gelehrt, — die Kunst zu leben!"

Da öffnet sich die Thür, auf springt er schnell.
Der Vater tritt herein; vergessen hat er
Das flüchtige Gespräch von gestern Abend,
Trägt einen Haufen Bücher unterm Arm
Und eine Mappe mit beschriebnen Blättern,
Und leis' gebietend, wie es seine Art,
Spricht er: „Du könntest mir gefällig sein
Und schnell noch das Register machen, Alfred."
Er legt die Bücher und die Blätter hin,
Bemerkt nicht seines Sohnes brennend Aug',
Das unberührte Bett und nicht die Qual,
Die in dem Herzen seines Kindes wütet.
Er geht, und Alfred blickt ihm sprachlos nach.
Dann lacht er auf. „So muß ein Denker sein!

Kalt, fühllos für die Welt und Seinesgleichen,
Und seiner Feder Werk sein liebstes Kind.
O Göttin Wahrheit, du wirst Mitleid haben!
Auch mein warm fühlend Herz wird einst erkalten,
Auch ich muß einst so kahl und knöchern werden
Und würdig ein Gefäß des Wissens heißen
Und lieblos schon ein Toter sein im Leben,
Und Körnchen langsam schleppen zu dem Berg,
Dem ewig wachsenden, dem Berg der Weisheit,
Dem Hügel über Herzensgräber, und,
Wie viele vor mir, werd' ich einstens fallen,
Ein Opfer für die Wahrheit und das Denken!"

Kain.

Wetternacht war's, und über mir brauste Sturm.
Einsam stand ich im knarrenden Kienwald,
Schaute hinauf zu den zuckenden Blitzen,
Welche, zerberstend des Himmels Schwarz,
Heiß die dunklen Wolkengebilde umflammten,
Während des Regens rinnende Ströme,
Meinem Mantel, meinen Kleidern zum Hohn,
Auf mich schlugen.
Mühsam erreicht' ich in hastendem Lauf
Ein schützendes Haus,
Das mich, mitten im Walde gelegen,
Gastlich empfing und mir Obdach bot. —
Draußen rasten die Wetter. —
Ich schaute hinaus
In das wüste Gewölk,
Das, in zwei Heere, schien es, geteilt,
Kriegspiel führte

Und mit den blitzenden Zickzacklanzen
Sich stach und mit rollenden Donnerkugeln
Heulend sich warf, als wollt' es dem schwachen
Sterblichen zeigen, was Kämpfen heißt.
Und mir schien es, als reckte sich hoch
Aus den Wolken herauf
Kain's gräßliches Antlitz,
Menschenwerk verlachend und Menschenwelt.
Kain,
Der du aus Liebe zum Mörder,
Der du aus Frömmigkeit Sünder wardst
Und aus Durst nach Größe dich selbst vernichtet,
Schon so lange der Welten Schwung
Kreist im Wechsel der wandernden Jahre,
Lebtest du und lebst noch heut! —
Welcher auch auf Armeniens Hochlandsklippen
Kniet, die Hände flehend zum Himmel gerichtet,
Oder wer an des Nil umschilftem Gestade
Sich dem Osiris,
Wer in des Jordan sengheißem Thal
Dem Jehovah gläubig sich weihte —
Immer war es ein Sohn des Kain!
Tauche mir auf, versunken im Meer
Vergangener Welten,
Griechenland du.
Tritt mir heran, Themistokles, du Erhabener,
Und ihr alle,
Welche ihr schuft die Größe Athens,
Als ihr der Perser wimmelnde Flotte

In des Salaminischen Hafens Bucht
Niederstießt und branntet und allzugroß,
Allzugewaltig im Rate der Völker,
Allzubeneidet euer Vaterland schuft!
Kommt mir heran, ihr Sänger in Marmor und Erz,
Welche ihr Leben hauchtet in starrenden Stein
Und mit den weißen Bildern in grünenden Hainen
Unter des Süd-Himmels tiefblauer Glocke
Kunstentflammt euer seliges Eiland durchpredigt —
Kain, Kain waret ihr!
Denn wie der seligen Götter goldstolzen Olymp
Schuft ihr der Sterblichen singendes blühendes Land,
Und die Erde fordert irdische Rechte.
Nimmer thronten des Aeschylos Götter
Hoch und gewaltig, wie er sie schuf,
Doch des Euripides flammende Leidenschaft
Rast in den Menschen.
Und nieder stürzte im gähnenden Strudel,
Was nicht blühen darf unter Kain's Geschlecht.
Und du auch,
Großer gewaltiger Sieger in Schlachten und Wort,
Der du als letzte ragende Marmorsäule
Stehst an der Schwelle des sterbenden Attika,
Du, dem am schimmernden weißen Toga-Gewand
Keine Falte gezittert, kein Hauch gebebt,
Wenn dir vom Munde quoll das donnernde Wort,
Du hast getötet dein blühendes Vaterland,
Das du hoch auf den Gipfel des Ruhmes
Lorbeerumkränzt geführt mit siegender Hand

Denn du dachteſt und thateſt und wollteſt für ſie.
Und als ſich ſchloſſen im Tod deine wachenden Augen,
Stürzte der Bau, der auf dieſen Augen geruht,
Trümmernd zu Staub.
Und das war dein Werk,
Perikles — Kain!
So wie auch du,
Der du vom Leib des verſtorbenen Hellas
Mit des mordenden Freundes Hand
Griffſt die heiligen Güter,
Sitte und Kunſt und Lied und Farbe und Klang
Und ſie auf Blut beſudelter Spur
Trugſt durch die Welt
Bis in den dunklen, bunten, Lianen-durchwundnen
Palmenwald an des Sagen umklungenen Indus
Farbenprächtigen Märchenſtrom —
Und doch nur ſchufſt im Sterben
Untergang, Fall und wütenden Bruderzwiſt,
Alexandros — Kain!
Bis die großen Polypenarme
Nach deinem Erbe ſtreckte der blutgeſchwollene Rieſe,
Welcher gewachſen aus kernigem, ſaftigem Stamm,
Welt begehrend, Welt umfaſſend, unendlich
Ueber den Himmel ſich reckte, ein ſchwarzes Geſpenſt,
Und auf jeden Erdteil der alten Welt
Einen Fuß geſetzt und einen
Gierigen Arm mit Fauſt und Krallen geſtemmt
Und ſich oben am Himmel zu Wolken zu ſchwarzen,
Schwarzen,

Finsteren Gewitterwolken verdunstet,
Welche brüteten über dem irdischen Land
Und der Welt, um die ein goldenes Gitter
Klirrend von eisernen Schlössern gezogen, —
Rom!

Und sie ballten sich,
Grollend und dunkel,
Blitze zuckend und rollenden Donner,
Die Finsternis brütenden Wetterwolken,
Schwarzblau und bleischwer
Ueber der fiebernden, freiheitberaubten
Erdenwüste. —

Doch horch!
Leise tönt es wie Glockengeläut
Ueber die Sonntag-blühende Flur:
Pfingsten den Göttern! Pfingsten den Menschen!
Blumenduftige Pfingsten der Welt! —
Schon wandelst du fern an des Jordan Strand,
Bettler an Leib und König an Geist,
Unter der Armut seufzenden Knechten,
Dir die Propheten der Freiheit erlesend,
Großer Heiliger deines Geschlechts,
Welterlösender Retter der Liebe! —
Aber nieder zuckt jählings der Blitz —
Tot schlägst du ihn, Volk, das den Reinen gebar,
Juda — Kain!

Und in dunkler Nacht am schwarzen Kreuze
Neigt er sterbend hin, sein weltbeglückend,
Weltbeweintes Haupt und hat vollbracht! —

Blut'ge Thränen, unheilschwangere
Tropfen nieder,
Tropfen nieder,
Sammeln sich an zu wallendem Meer,
Und Piloten durchschwimmen die Welt,
Welche verkünden den seufzenden Landen
Ihres Befreiers
Wort und dreimal sieghaften Tod!
Wie eine heilige Göttin des Lichts
Schwebt verklärt durch das blutende Weltthal
Seines Geistes erhellender Schein
Und verscheucht die nächtlichen Vögel,
Daß sie entfliehn mit Kreischen und Zischen.
Mächtig tritt vor den Herrscher der Welt
Selber hoch die hehre Gestalt,
Rache verkündend,
Doch er reißt mit der Rechten, blutüberströmt,
Ihr das heilige Kleid von den blitzenden Schultern.
Ruchlos taucht er es tief in das Blut
Und bepurpurt schlägt er ihn lügend
Selbst um den Nacken, den flatternden Mantel,
Der Römer-Cäsar!
Und prahlt
Auf dem alten, zitternden Thron
Mit neu überschminktem Heuchlergesicht.
Doch brüllend umheulen ihn neue Scharen
Jugendlich starken Germanenvolks,
Und es wankt das goldene Gebäude des Throns,
Und es stürzt und bricht,

Und auf die Trümmer schwingt sich
Das neue Geschlecht!
Und von neuem beginnt der alte Kampf! —
Durch einander wirbeln die Scharen,
Geschlechter sinken und steigen,
Steigen und sinken,
Und die Völker der Erde
Fallen und richten sich auf im wechselnden Mord.
Welcher Sänger priese der Namen Unzahl,
Welcher Bildner schlüge in Marmor und Erz
Alle die Helden, welche im ruhmvollen Kampf,
Großes erstrebend für sich und Vaterlandsehre,
Unter dem Fußtritt wimmernd verröcheln ließen
Ihres Volkes eigene Söhne? —
Da erklingt das Lied, das nie verklungne,
Leiser, leiser erst, dann lauter, voller
Tönend vom vergess'nen Thal des Jordan,
Und es braust zum donnernden Chorale:
„Grabt heraus aus Nacht und Völker-Geröll
Und aus dem Schutt versunkner Zeiten,
Aus dem Grab des Erlösers das ewige Gut
Der Liebe!"
Und in Völkern wogt es heran,
Schart sich entflammt um das Zeichen des Kreuzes,
Dicht gedrängt und in wogenden Fluten,
Einig in einem beseligten Geist,
Reichen kampfwütige Lanzen-Völker
Sich zum Bund die versöhnende Hand,
Ziehen hinaus mit klingendem Spiel,

Ziehen hinaus — weh — zu Werken des Hasses!
Und Ströme rauchenden Bluts
Stürzen hinab sich ins heulende Meer,
Darein du mit Liebe lügender Faust
Andersgläubiger Brüder verstümmelte Leichen geschleudert,
Kreuzritter-Kain!

Und des verstorbnen Befreiers trugvoller Jünger
Tritt in den Staub die funkelnden Diamanten,
Welche zu hüten sein heiliges Amt,
Türmt sich in Rom die alte Cäsarenburg,
Ueberbaut sich dreifach die goldene Krone
Als der Fürsten-Tyrannen Fürsten-Tyrann,
Und steht auf dem blinkenden Thron
Und reckt sich aus
Und greift mit den
Langenden Armen an beiden Seiten
Den Vorhang der Welt
Und zieht ihn zusammen
Ueber der schattig schlafenden Menschenerde,
Daß sie nicht sehen,
Daß sie nicht hören,
Daß sie nicht lernen und wissen!
Denn Trug und Wahn
Reiten über die träumende Welt
Auf schwarzen Rossen
Und schwingen die Geißel
Und heizen den Holzstoß
Und fachen die Flammen,
Und Menschen verröcheln winselnd, von Priester-Hand,

Um Glaubens willen getötet von dir,
Christenheit-Kain!
Bis er kam, dem Herz und Gewissen schwollen,
Daß sie durchpochten die schlaf-erwachende
Menschenerde,
Bis er mit Hammerschlägen die Welt
Weckt' aus vielhundertjähriger Nacht,
Daß sie auffuhr jäh, unbändig,
Und den Funken warf in die trocknen Haufen
Versunkner Liebes-Haine,
Und das Feuer des Lichts den Wahn verschlang.
Und die erwachte Menschheit rieb
Sich schlummertrunken das Auge,
Und aus einander schob sich der Vorhang,
Und weit — weit — grenzenlos weit
Lag sie da vor dem sehnenden Blick,
Morgen-umflammt, die unerforschliche Erde.
Wie leuchtet' in neuem Glanze das Meer!
Wie hoben sich Eilande, Inseln, Welten,
Taugebadet und jugendlich frisch
Aus dem brausenden Ocean!
Und wie flog der Gedanke,
Fesselentlastet,
Jubeloschwingt dahin auf den Pfaden
Neu erfundener, glücklicher Kunst!
Freiheit — Weite — unendliche Lust,
Neu zu bebauen die herrlichen Felder,
Felder der Erde,

Felder des Wissens,
Felder des neu eroberten Liebeslandes!
Aber nur kurz ist der glückliche Wahn —
Schauderhaft dehnt sich, dreifach gespiegelt,
Dreifach das Bild des versunkenen Kain;
Denn die Klänge des Wartburg-Liedes
Brausen hinaus in Sturmgesang,
Schwellen zum Schlachtorkan und Gemetzel,
Und in dreißig, dreißig langen Jahren
Trinkt die dampfende Erde das Blut ihrer Söhne. —
Aber Amerika, kaum aus den Wellen getaucht,
Spiegelt eitel den blitzenden Leib im Meer,
Lockt die Männer heran mit Sirenengesang —
Zeigt ihren lüsternen Busen dem neuen Geschlecht —
Gold blinkt auf,
Gold ist die Losung!
Feuer und Schwert verwüsten die neue
Jugendlich blühende Ocean-Welt,
Und die Menge der schwarzen Negerscharen
Schwimmt heran, gestapelt auf Schiffen. —
In den Rachen des neu erstandenen Moloch
Fliegen die Opfer, vom Feuer der Gier verzehrt,
Und bedruckte Fetzen,
Bestimmt zu der Wahrheit Priestern,
Tragen den Wahn und die Lüge über die Welt,
Und am Ende sitzt auf blinkendem Thron
Das mit Schweiß und Blut den Giganten der Erde
Abgerungene Gold —
Gold-Kain!

Sieh! — da regt sich von neuem
Das alte Wort,
Das am Kreuze starb
Und dann verdreht und in Unsinn verkehrt
Sich selbst ermordet:
Liebe soll einen, Liebe soll gleichen,
Liebe verbrüdert die Hände reichen.
König und Bürger, entstammt aus demselben
Einen Geschlecht,
Sollen regieren gemeinsam die Welt!
Tief auf tönt's
Aus dem Grunde herauf,
Ringt sich nach oben,
Klingt in die Herzen und singt in die Seelen,
Wogt wie ein Strom verheißender Wonne
Durch die Gedichte der Sänger und Meister,
Lebt in Gedanken der forschenden Köpfe,
Springt an den Tag,
Ruft in den Kampf für Freiheit und Liebe —
Und von seligem Fieber erfaßt,
Und von wonnigem Taumel geschüttelt,
Werfen wetteifernd
Ritter, Priester und Fürst
Von sich die goldene Bürde in flammendes Feuer,
Nehmen selber die Binde vom Aug'
Dem Erblindeten, welcher dürstet nach Licht.
Aber weh! —
Kaum stürzen die Völker,
Weinend vor Freude und Liebe, sich Brust an Brust —

Sieh, da springen die taumelnden Scharen der Thoren
Mitten hinein in den lohenden Brand,
Werfen die brennenden Scheite umher,
Grausigen Spiels,
Und in Flammen leuchtet die Welt,
Welche nie so tropfte vom menschlichen Blut,
Und, in eklen Strömen ertränkt,
Treibt sich alles in heulendem Wirbel,
Bis du selbst mit deiner Napoleon-Keule
Totschlugst das Werk, das du selber erschufst,
Frankreich—Kain!

Kain—Kain und immer und immer nur wieder
Hundertgestaltiger, menschenerzeugender,
Menschenerwürgender Kain!
Grausiger, großer, erhabner, verächtlicher All-Mensch!
Kain, der du ringst seit dem ersten Tage der Welt
Nach den goldnen Früchten, den ewig versagten.
Und vernichtend dich und die Menschen und alles,
Selber dich tötest, um ewig dir weiter zu leben —
Kain, Kain!

Jeder Gedanke ist Kain!
Denn er erwürgt im Entstehen seinen Bruder.
Jeder Tag ermordet die Früchte von gestern.
Was in das kindliche Herz dir Eltern und Lehrer gepflanzt,
Rissen dir Eltern und Lehrer heraus als Unkraut,
Neue Blumen zu setzen im nächsten Jahr.
Und so wachsest du stets, um ewig jätend zu säen.
Schon der Drang nach Wahrheit ist Mord,
Denn die Wahrheit selber, die Wahrheit ist Kain.

Wahrheit, die du die Menschen lockst an das Gitter,
An das goldene Gitter des Paradieses,
Fort sie reißend im ewig Faustischen Drang,
Und sie dann von dir stößt, daß sie niedertaumelnd vom Felsen,
Geist und Körper zertrümmernd, stürzen ins nebelnde Thal.
Und das Gute selber, das Gute ist Kain,
Denn es lockt sich Jünger und Meister heran,
Spiegelt sich tausendfach,
Ruft sie zum Ringen nach ihm,
Und die gebrechlichen Sterblichen straucheln im Kampf,
Und du hast sie getötet!
Und so rufst du dir schon seit Jahrtausenden, Welt,
Ritter für Wahrheit und Gutes zum Kampf,
Und sie klimmen und ringen für dich
Und sagen und siegen,
Und endlich werden sie matt und sinken, und du
Packst sie mit roher Hand und wirfst sie
Beiseit auf den Kehricht!
Wo ist dein Kepler, der dir im Hunger verkam,
Und dein Sokrates, dem du den Giftbecher reichtest?
Dein Kolumbus trug seine Ketten ins Grab,
Auf dem Holzstoß brannte dein Huß, dein
Mirabeau stürzte in Frankreichs rauchenden Rachen,
Und dein Marius, welcher sein Rom geliebt,
Mehr als einer der Sterblichen liebte die Heimat,
Brannte es selber nieder in Rachebegier!
Schiller und Rafael traf in der Jugend dein Mordpfeil,
Deinem Beethoven schlossest du lebend das Ohr,
Das Klang-ersehnende,

Ließest erblöden deinen alternden Kant,
Machtest zum Mönch deinen Pfaffen bekämpfenden Pascal,
Und dem Deutschland rächenden Sänger Kleist
Richtest du gegen die eigene junge
Kampfesselige Brust das Rohr!
Also dem Größeren mordend das Große,
Jagst du dahin,
Und läßt in dir verjammern
Eine Welt voll hungernden Arbeitsvolks,
Das den Tag verringt und die Nächte
Tierisch verschläft, verlästert, versäuft und verseufzert,
Und auf ihren Schultern stürmst du hinauf —
Hoch — hoch — himmelhoch —
Und reißest hernieder die heiligen Ströme des Lichts,
Welches, ersehnt und begehrt, das Dunkel uns tötet,
Die lieblichen Schatten, den warmen
Herzerfüllenden Kinderglauben —
Das kalte — kalte — eiskalte Licht!
Und von dir wirfst du im siegenden Lauf
Die Großen und Größten wie auch die Schar der Kleinen,
Die dir halfen, auf deren blutenden Leibern
Dich dein Weg führt —
Wirfst sie, wie sich die Schlange schuppt,
Wie der Mensch abschneidet Nägel und Haare,
Denn was sind sie dir,
Alleiniges, mächtiges All-Eins —
Weltall Kain! —

— — — — — —

Also dacht' ich und sank zurück,

Schlug die Hand vor die brennenden Augen,
Und furchtbar weh
Ward mir zu Mut in unsagbarem Schmerz.
Und es klang in mir nach
Das erdrückende Wort:
„Weltall-Kain!"
Und ich schaute auf und blickte hinaus.
Draußen war's still,
Das Wetter verrauscht.
Auf riß ich das Fenster.
Wogende Ströme rauschten herein,
Würzigen Dufts süßlabender Waldluft.
Schnell schwang ich mich auf zu dem niedern Gesims,
Schwang mich hinaus auf den duftenden Rasen,
Und wie Balsam durchzog mich erquickende Tauluft.
Vögel zwitscherten auf,
Blau lachte der Himmel,
Und die Tropfen, die schwer noch von Nadeln und Stämmen
Rieselten, schienen mir fast wie sanftes Gelächter,
Das von weinendem Antlitz den Gram verscheucht.
Wer dachte der Toten?
Wer der Opfer verweheten Sturms?
Niemand!
Friede lag über der Welt und Liebe.
Wetternacht-Kain, so hast du der Liebe geopfert,
Und aus blutenden Wunden blühte das Glück.
Also verbrause du auch einst ins friedliche Thal,
Blutstrom der Geschichte!
Nicht um des Blutes willen gedeiht ja der Mord!

Glück soll sprießen dereinst aus wachsendem Leid,
So wie dem Irrtum allein die Wahrheit entsprießt! —
Und das Ende des Krieges ist heiliger Friede.
Ringet nur fort, Ihr Streiter um Glück und Größe!
Euren Gräbern entsteigt ein siegend Geschlecht,
Wieder zu fallen im Kampf für größere Sieger,
Und aus Leichen zu türmen den prahlenden Bau.
Die Unsterblichkeit auch ist preisenswert,
Namenlos ruhn, ein Stein im Turm der Geschichte!
Und so rolle du fort, allmächtiges Weltall,
Großes, gewaltiges Einzelwesen,
Nie gesättigt an Blut und Wahrheit und Tugend!
Stürme nur fort im Drang zu seligen Höhen,
Bilde dich selbst und lebe vom Tod deiner Glieder!
Brause nur fort — schon siehst du den Gipfel sich heben,
Sonnenbeglänzt überm Eis mit rosendurchdufteten Wiesen,
Stürme hinan — du ringst ja nach Gutem und Reinem —
Aber wenn du die herrlichen Fluren erreicht,
Laß ihn sich schlummern legen, den alten Kain,
Müde vom Wandern und Tod und ewigem Leben!
Lege bei Seite das Kreuz von Erz und die eiserne Waffe
Und laß flattern über dem neuen Geschlecht
Rein im goldigen Duft
Die Fahne der Liebe!

Schriften von Adalbert von Hanstein.

Verlag von **E. F. Conrad's Buchhandlung** in Berlin:

Menschenlieder.

2. Aufl. 1887. Geheftet 1,50 Mark, gebunden 2 Mark.

Um die Krone.

Geschichtliches Drama in 5 Aufzügen.
Unter dem Pseudonym **Ludwig Bertus.**
1,60 Mark.

Ueber die

Begründung der Pflanzenanatomie

durch Nehemia Grew und Marcello Malpighi.
2 Mark.

Verlag von **Max Schildberger** in Berlin:
Unter der Presse:

Albert Lindner.

Leben und Werke des Dramatikers.

Kritische Stimmen
über
Adalbert v. Hansteins Menschenlieder.

Rud. v. Gottschall in **„Unsere Zeit“**, 1887, VII.

. . . . in ihnen prägt sich ein Talent aus, welches Gedanken und Form zu verschmelzen vermag, ohne daß der erstere als unverarbeiteter Rohstoff aus der dichterischen Hülle herausblickt. Diese Form ist von melodischem Reiz, und was den Gedankengehalt betrifft, so sind diese Gedichte von einem sich gegen die tote Satzung wendenden Reformdrange beseelt und kämpfen gegen den Götzendienst der Neuzeit an, gegen die Dunkelmänner, welche den Genius verketzern — und durch viele dieser Gedichte geht ein großer Zug.

Ernst Ziel in **„Blätter für litterarische Unterhaltung“** 1887, No. 21 (Artikel).

Alles Kleine in Anschauungen und Empfindungen, ja sogar alles Persönliche fehlt in diesen Liedern ganz. Große menschheitliche Gegenstände in meistens künstlerischer Erfassung herrschen vor . . . Die Versifikation ist einfach und gediegen, mitunter klangvoll und pathetisch . . . Der Pulsschlag der Ueberzeugung ist in den „Menschenliedern“ Hansteins überall fühlbar ꝛc.

Otto von Leixner in **„Roman-Zeitung“**, 1887, No. 36.

Der Verfasser ist ein Mann von Wissen und Herz. Er nimmt teil an den Kämpfen der leidenden Menschen, mögen diese sich in Palästen oder Hütten abspielen. Auch er hat den Eindruck der Zeitströmungen empfangen und hat versucht, zur Klarheit über sie durchzudringen . . . Sein ehrliches Ringen sichert ihm die Achtung ernsterer Leser. Auch der Kunstrichter wird's anerkennen müssen ꝛc.

Berliner Fremdenblatt, 9. 7. 1887.

Man erkennt sofort, daß die Poesie dem Verfasser kein bloßer Zeitvertreib, sondern eine hohe und ernste Aufgabe ist, worin er mit allen Lebensfäden wurzelt. Eine philosophische Ader durchzieht die meisten seiner Gedichte, die deshalb weit über das Mittelgut der modernen Ueberproduktion hinausragen. Wir wüßten kaum drei Stücke zu nennen, die uns nichts Neues sagen oder aus anderen Gründen unbeschadet des Wertes der Sammlung hätten fortbleiben können. Wir haben unzweifelhaft in diesen Erstlingen schon eine ausgesprochen poetische Persönlichkeit vor uns, deren weiterer Entfaltung man mit Interesse entgegensehen darf.

Das Kleine Journal, 23. 5. 87.

— ein Titel, der uns anfangs als eine vom Autor beabsichtigte Reklame mißfiel, uns später jedoch bei näherer Bekanntschaft mit dem Werke schon mehr und mehr einleuchtete, und schließlich nach beendeter Lektüre uns dermaßen gefiel, daß wir unseren Lesern jetzt nicht warm genug den Ankauf des kleinen Gedichtbüchleins ans Herz legen können . . . Es will uns scheinen, als wenn die „Menschenlieder“ noch ältere Musengeschwister aufzuweisen hätten, da für ein Erstlingswerk die

Gedichte viel zu formvollendet und die Gedanken in denselben andererseits zu reif und abgeklärt sind ꝛc.

Magazin für die Litteratur, 29. 1. 1887.

. . . . wir können um so freudiger den reichen Gedankengehalt der Hansteinschen Lieder anerkennen. Der Dichter steht auf dem Boden der neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen und ist begeistert für die sich hieraus ergebende Weltanschauung. So befehdet er die Orthodoxie bei aller hingebenden Liebe für den Menschen Christus. — Reife Leser werden gewiß manches von den liebenswürdigen Liedern aufrichtig lieb gewinnen.

Königsberger Hartung'sche Zeitung, 18. 3. 1887.

Der Dichter bewährt in ihnen ein durchaus originelles, modernes Talent ꝛc.

Neue poetische Blätter, 1887, No. 2.

Die Form ist von tadelloser Güte, auch ist ein Ideengehalt nicht zu verkennen. Das beste Stück giebt der Autor ohne Frage in „Der Zug des Todes". Diese Paraphrase des bekannten Spangenberg'schen Gemäldes ist eine sehr gelungene.

Deutsche Studenten-Zeitung, 16. 1. 1887.

Wer nun den Dichter der „Menschenlieder" persönlich kennt und beobachtet hat, wie derselbe gleich einem mutigen jungen Pferde die Aufgaben der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens gleich energisch anpackt, der wird schon a priori vermuten, nicht trüber Weltschmerz, sondern warmes Mitgefühl für die Leiden der Empfindsamen unter den Unglücklichen habe dem Dichter diese Art von Liedern in die Feder diktiert.

Pfarrer Johannes Bohl.

Siegfried, 1887, Heft 18.

Aus diesen Gedichten weht uns eine freie, durchaus moderne Weltanschauung entgegen, die der Wissenschaft allerdings bereits geläufig ist, in der Poesie in dieser kühnen Anwendung aber einen fast überraschenden Eindruck macht. Niemand sollte versäumen, sich mit den Menschenliedern bekannt zu machen.

E. Große.

Berliner Börsen-Courier, 22. 5. 1887 (Artikel).

„Menschenlieder!" — kein Titel, sondern ein Kunstprinzip, ein Programm in einem einzigen Worte .... Der Dichter hat den Punkt getroffen, von dem aus er die eingewurzelte Abneigung gegen Gedichte überwinden, das Interesse des heutigen Lesepublikums erobern kann ... Die Gedichte, die uns durch ihren Stoff angezogen haben, sie haben uns aber auch durch ihre Form gefesselt .... Die Menschenlieder von Adalbert von Hanstein fesseln uns selbst da, wo sie unseren Widerspruch reizen — wo wir ihnen selbst unsere Zustimmung versagen müßten, haben sie sich doch unserer hingebenden Aufmerksamkeit versichert. (Chef-Red.) Dr. Landau.

Grazer Tagespost, 18. 8. 1887.

Diese Gedichte gehören zu den besten der in jüngster Zeit erschienenen Versen. In ergreifenden Bildern führt uns der Verfasser Szenen aus dem wechselvollen Menschenleben vor, das er voll und ganz erfaßt hat.

Volkszeitung, 10. 12. 1886.

Die „Menschenlieder" enthalten keine Sentiments-Lyrik. Zum überwiegenden Teile episch (Balladen, Romanzen), geben sie uns in plastischer Schilderung, oft mit wirkungsvoller Verwendung

dramatischer Steigerung, ergreifende Darstellungen aus dem menschlichen Leben.

Post, 17. 12. 1886.

Ein ernster Mann ist es, der des Lebens ernstes Führen mit sinnendem Auge anschaut und, was er gesehen, in markigen Worten, verklärt durch den Lautenklang der Poesie, wiedererzählt.

Demokratische Blätter, 1887, Nr. 5 (Leitartikel).

Ich habe den festen Glauben, daß das heilige Reich dieser Poesie kommen wird, ja, daß es nahe ist. Schon sehe ich Vorboten desselben, Dichter wie Ibsen und Tolstoi. So bewegt sich auch A. von Hanstein nicht auf den abgetretenen Pfaden der Genuß-Lyrik, sondern im Bereiche der neuen Ideen. Von Wirklichkeit erzählt er uns und seine Stimme bebt vor Erbarmen mit den Leidenden, vor Begeisterung für eine bessere Zukunft; seine Weltanschauung ist eine vorwiegend sittliche ꝛc.

Deutsche Akademische Zeitschrift, 19. 12. 1886.

Die in der Sammlung vertretene Weltanschauung wäre es wohl wert, in einer besonderen philosophischen Abhandlung behandelt zu werden, was wir uns auch vorbehalten. Vorläufig handelt es sich nur darum, zur Lektüre dieses hübschen poetischen Vademekum einzuladen, dessen edle, reine Sprache, ungewöhnliche metrische Schönheit und überraschender Gedankenreichtum jedem Gebildeten ohne Ausnahme Genuß und Belehrung in irgend welcher Richtung gewähren.

Berliner Börsenzeitung, 22. 5. 1887.

Die Gedichte zeichnen sich durch eine seltene Formvollendung aus und dürften das lebhafteste Interesse unseres gebildeten

Publikums in viel höherem Grade, als es sonst wohl bei Gedichten der Fall sein mag, wachrufen. Wir wünschen dem Autor, der mit diesem Werk einen Löwenwurf gethan, daß er sich von der sentimentalen Lyrik so mancher Zeitgenossen nicht anstecken, sondern mutig und unentwegt die Bahn weiter verfolgen möge, die er mit seinen „Menschenliedern" so erfolgreich begonnen!

Wiener Neue Illustrierte Zeitung, 1887, Nr. 23:

Es ist keine leichte Kost, welche der Autor darbringt. Man kann sich auch nicht immer mit ihm einverstanden erklären. Aber man wird stets das Gefühl haben, daß man einem feinen, philosophisch geschulten und ethisch das Beste erstrebenden Manne sich anvertraut hat, der auch in der Form weit über die Begabung hinaus gelangt ist, welche der Mehrzahl unserer modernen Poeten zu teil geworden ist.

Uhlich's Sonntagsblatt, 24. 7. 1887.

. . . . Seine religiöse Weltanschauung ist eine durchaus pantheistische, doch waltet dieselbe nur als Grundstimmung in seinen Liedern und gelangt weniger zu tendenziösem Ausdrucke . . . Die „Menschenlieder" mögen allen Freidenkern bestens empfohlen sein.

Berliner Tageblatt, 30. 6. 1887.

Adalbert von Hanstein tritt uns in dieser Sammlung als ein philosophischer Dichter entgegen, der ein Evangelium des reinen Menschentums singt und sich hierzu einer sehr wandlungsfähigen Metaphysik bedient . . . Die Unmittelbarkeit, mit der sich bei ihm abstraktes Denken in dichterische Empfindung umsetzt, gemahnt an einigen Stellen geradezu an Schiller, und selbst in den minder gelungenen Teilen des Buches hält sich Hanstein

weit ab von der Heerstraße der landläufigen Dichterei. Wenn die „Menschenlieder" den Anfang einer Poeten-Laufbahn bezeichnen, darf man sich jedenfalls von der Fortsetzung das Bedeutendste versprechen.

Universum, 1887, III.

Der Begriff Poesie hat heutzutage sehr an Bedeutung verloren, und es müssen schon ganz hervorragende Leistungen sein, welche das Interesse des Publikums mehr als flüchtig fesseln sollen. Adalbert von Hansteins „Menschenlieder" gehören zu den außerordentlichen Schöpfungen.

Mode und Haus, 12. 12. 1886.

Der hochbegabte Autor, der sich bereits einen geachteten Namen in der Dichterwelt erworben, hat hier Perlen der Poesie gebracht, die ihm einen weiten Kreis von Freunden und Verehrern schaffen werden.

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.